

# MAGAZIN

der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf 4 · 2003



**Prof. Labisch  
ist neuer Rektor**







*Liebe Leserin,  
lieber Leser!*

Eine Ära ist zu Ende gegangen. Mit einem großen Festakt und von viel Prominenz wurde am 28. September Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser als Rektor der Heinrich-Heine-Universität verabschiedet. Genau 20 Jahre stand Kaiser an der Spitze der Hochschule. Wir dokumentieren das Ereignis in diesem MAGAZIN.

Und wir dokumentieren die Einführung des neuen Rektors, Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch M.A. (Soz.), am 28. Oktober. Im Innenteil dieser Ausgabe findet sich seine Antrittsvorlesung, die wir wegen ihrer Programmatik einer breiten Öffentlichkeit (und nicht nur der Universität) zugänglich machen möchten. Zudem dann ein Interview mit dem Medizinhistoriker und neuen Rektor. Wie fühlt sich ein Aachener im Rheinland?

Aber es gibt natürlich nicht nur Hochschulinternes rund um den Rektoratswechsel zu berichten.

Weiter fragen wir in dieser Ausgabe: Was ist eigentlich die Aufgabe einer Ethikkommission? Wie ist es um die Netz- und Computersicherheit bestellt? Und wie ist die Bilanz der Stammzelltherapie beim Herzinfarkt? Erinnern Sie sich? Vor einem Jahr berichteten wir von verblüffenden Ergebnissen aus der Universitätskardiologie. Haben sich die Hoffnungen erfüllt?

Und es geht um Hirnforschung: Gibt es sie, - die „Landkarte des Gehirns“?

Der Erste Weltkrieg, - eine der großen globalen Katastrophen des 20. Jahrhunderts. Auf den nächsten Seiten berichten wir über ein monumentales Buchprojekt, der ersten Enzyklopädie für diese Zeit.

Ebenso Themen dieser Ausgabe: 30 Jahre Partnerschaft mit der Universität Nantes, eine Therapie gegen Angst, eine Studie aus der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät zum Mittelstand und ein gemeinsamer deutsch-französischer Studiengang bei den Juristen. Dann gibt es noch einen seltsamen Briefnachlass eines berühmten Zoologen in der Bibliothek: Haben Sie schon einmal einen handschriftlichen „echten Darwin“ gelesen?

Ich hoffe, Sie wieder ein wenig neugierig gemacht zu haben und wünsche Ihnen eine schöne Winterzeit und frohe Feiertage.

*Der  
Rolf Lillmann*



**Prof. Labisch ist neuer Rektor**

**Über 600 Gäste aus Wissenschaft, Politik, Diplomatie, Wirtschaft, Kultur und Verwaltung waren am 28. Oktober zur feierlichen Rektoratsübergabe in den Konrad-Henkel-Hörsaal gekommen...**

**Lesen Sie weiter auf Seite 5**



**Was war die Siegfried-Linie? Wer war der „Seeteufel“ Felix Graf Luckner? Was ist das „Unternehmen Alberich“? Was ist ein „Himmelsbrief“? Fragen, die alle eines gemeinsam haben: ihren Ursprung in der Zeit zwischen 1914 und 1918. Der Düsseldorfer Historiker Prof. Gert Krumeich ist Mitherausgeber der ersten großen Enzyklopädie des Ersten Weltkrieges. Ein kiloschweres Mammutwerk, das viele Mythen entzaubert und Legenden dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ widerlegt...**

**Lesen Sie weiter auf Seite 18**

## Aktuell

Altrector Kaiser verabschiedet	4
„Campus-Kultur ist wichtig“	6
Aktuelle Broschüre für Ausbildungsberufe	9
Rauchverbot in der Universität	9
Arme deutsche, reiche US-Senioren	10
„Tag der Forschung“ war wieder Riesenerfolg	10

## Campus

„Aufräumen im Botanischen Garten“	11
Neuer AStA-Vorstand gewählt	11
100. Sitzung des ASA	11
Rund 1,8 Millionen Euro für Forschung und Lehre	12
Wo endet der Heilversuch, wo beginnt die Studie?	13
Zeitzeugin der „wilden Jahre“	14
Gefahr im Netz: Terroristen sind auch online	15
Charles Darwin und die Tücken der Postsendungen	16
Studierendenstatistik: Wieder Anstieg im Wintersemester	17
Neue Öffnungszeiten der ULB sind Riesenerfolg	17

## Philosophie

„Auf nach Paris, uns juckt die Säbelspitze!“	18
--	----

## Internationales

Deutsch-französische Doktorarbeiten entstehen	20
Euregio Studienprogramm „ESPRO“	29

## Antrittsvorlesung

Die „Idee der Universität“ in unserer Zeit	21
--	----

## Medizin

In Düsseldorf entstehen „Landkarten des Geistes“	30
Hautklinik: Am Abend nach Hause	31
Hoffnung bei Herzinfarkt dank Stammzellentherapie	32
Hohe Dosis, - doch ohne Wirkung	33
Infektionen bei krebserkrankten Kindern	34
Neue Konzepte bei der Behandlung Frühgeborener	35
Speisenplan für Obst und Gemüse	36

## Mathematik/Naturwissenschaften

Wenn die Angst das Leben bestimmt	37
-----------------------------------	----

## Jura

Eine Chance für junge Europäer	38
--------------------------------	----

## Wirtschaftswissenschaft

Der Blick hinter die Karte	39
Neue Finanzierungswege für den Mittelstand	40

## HHU-Intern

Prof. Knoefel ernannt	41
Henkel-Examenspreis an Martin Pöttgen	41
Beste Diplomarbeit	41
Zum Gedenken an Daniel Briole	42
Prof. Louven verabschiedet	42
Prof. Tsatsos Honorarprofessor	43

Prof. Sies wiedergewählt	43
25-jähriges Dienstjubiläum	44
Ehrungen	44
Todesfälle	44
Ausschreibungen	46
Im Fragebogen	47



Seit April 2003 leitet PD Dr. Thomas Höhn sowohl die Kinderintensiv- als auch die Frühgeborenenstation der Kinderklinik der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Neben dem Ausbau der Kooperationen mit anderen Fachbereichen legt der Mediziner bei der Versorgung der „Frühchen“ besonderen Wert auf die Neuroprotektion. Dabei handelte es sich um Behandlungsstrategien, deren oberstes Ziel die Erhaltung aller Gehirnfunktion der Frühgeborenen ist...

Lesen Sie weiter auf Seite 35

# Altrector Kaiser verabschiedet

## Talent und Charakter

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Rund 800 Gäste waren ins Düsseldorfer Schauspielhaus gekommen, um Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser feierlich aus dem Amt des Rektors zu verabschieden. 20 Jahre lang hat er die Geschicke der Heinrich-Heine-Universität geführt.**

**D**ie Liste der Redner war lang: Kanzler Ulf Pallme König, Prorektor Prof. Dr. Emmeran Gams, Minister Wolfgang Clement, Landesministerin Hannelore Kraft, Oberbürgermeister Joachim Erwin und Paul Spiegel, der Vorsitzende des Zentralrats der Juden in Deutschland, – sie alle blickten auf die lange Zeit zurück und dankten Kaiser für sein Engagement.

Pallme König zeigte wichtige Stationen des 20jährigen Rektorats auf und erinnerte daran, dass Kaiser nicht nur bei der Namensgebung eine entscheidende Rolle gespielt hatte, sondern auch den Ausbau der Hochschule zur Volluniversität durch die Gründung der Juristischen und der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät vorangebracht hatte.

### „Mein einziger Kaiser“

Wolf Biermann hielt die Festrede. „Er ist der einzige Kaiser, dem ich diene“, erklärte der Liedermacher und Poet, der der Heinrich-Heine-Universität seit seiner Zeit als Heine-Gastprofessor in den Jahren 1993 und 94 verbunden ist: „Sie



hatten mich damals mit Argumenten an Ihre junge Universität gelockt, denen ich bald nichts Rechtes und Linkes mehr entgegen halten konnte“, sagte Biermann und lobte Kaiser als „auffällig beflissenen Studenten, der bei jedem meiner Vorträge in der ersten Reihe saß und sich Notizen machte.“ Er bat den scheidenden Rektor, nun wieder vermehrt zur Feder zu greifen: „Sie haben die Netze, wir haben den Hunger. Sie müssen uns noch ein paar Fische an Land ziehen.“ Einen Themenvorschlag für das zu schrei-

bende Buch machte Biermann auch schon: „Talent und Charakter“.

Talent und Charakter – das bescheinigten Kaiser alle Festredner. Paul Spiegel erinnerte an Kaisers Rede bei der Großdemonstration gegen Rassismus und Ausländerfeindlichkeit auf dem Düsseldorfer Marktplatz und nannte Kaiser „einen wahren Freund der Juden“. Neben der Namensgebung der Universität sei auch der Lehrstuhl für jiddische Kultur, Sprache und Literatur Kaisers Werk, genau wie das neu ge-



Fotos: Sonja Rothweiler



gründete Institut für jüdische Studien: „Begrüßenswert, dass Sie die große jüdische Kultur dem Vergessen entreißen, dem sie nach dem Holocaust anheim zu fallen drohte.“

Auf Kaisers Rede auf dem Marktplatz ging auch der Düsseldorfer Oberbürgermeister Joachim Erwin ein, der Kaiser als „eine der großen moralischen Instanzen der Stadt“ bezeichnete. Wissenschaftsministerin Hannelore Kraft würdigte ihn als denjenigen, „der der Universität Namen und Gesicht gegeben hat“ und bekannte: „Im Vorfeld der Feierstunde bin ich vom Hochschulradio um ein Interview gebeten worden, mit der sehr schwierigen Frage, Ihr Wirken zu umschreiben - und das in 15 Sekunden. Ich muss zugeben, dass mir das nicht gelungen ist.“

### Kaiserwalzer

Als „politischen Denker, als Moderator mit pointierter Meinung und als Provokateur, der die Etikette achtet“ beschrieb Bundeswirtschaftsminister Wolfgang Cle-

ment den scheidenden Rektor und sagte: „Ich bin dankbar, dass Sie damals nicht als Gründungsrektor nach Delmenhorst gegangen sind. Das wäre für Düsseldorf unerträglich gewesen.“

Das Universitätsorchester unter der Leitung von Silke Lühr intonierte zum Abschied den Kaiserwalzer, „ein sehr absichtsvoller Zufall“, wie der scheidende Rektor schmunzelnd bemerkte. Das Orchester hatte ein besonderes Abschiedsgeschenk für Kaiser vorbereitet: Nach der Uraufführung des eigens für den Abschied von Prof. Kaiser arrangierten Stückes „Time to say good bye“ von Rainer Quade schenkte Silke Lühr ihm die Original-Partitur.

Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser dankte allen Rednern für die wohlwollenden Worte. „Abschiede sind eine vertrackte Gattung, man kann mühelos viel falsch machen“ meinte er, verzichtete auf große Visionen zum Abschied und beließ es bei herzlichem Dank - für die gute Zusammenarbeit und für ein würdiges Abschiedsfest.

## Rektoratsübergabe als gemeinschaftliches Fest

Über 600 Gäste aus Wissenschaft, Kultur, Politik, Diplomatie, Wirtschaft, Kultur und Verwaltung waren am 28. Oktober zur feierlichen Rektoratsübergabe in den Konrad-Henkel-Hörsaal gekommen.

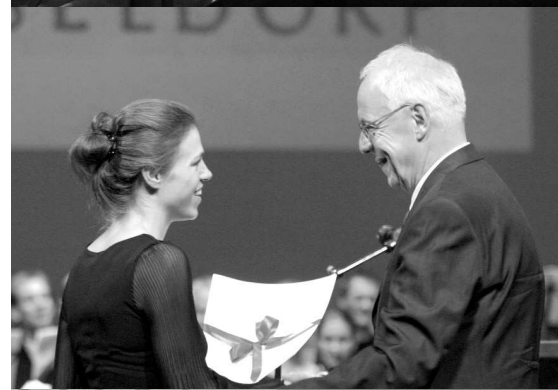
Der neue Rektor, Prof. Dr. med. Dr. phil. Alfons Labisch M.A. (Soz.), begrüßte u.a. die Generalkonsulin von Spanien, Italien, Japan und Frankreich. Dem akademischen Festakt wohnten ebenfalls bei Staatssekretär Hartmut Krebs, Regierungspräsident Jürgen Büssow, OB Joachim Erwin sowie Bürgermeisterin Marlies Smeets, Landtagsabgeordnete und zahlreiche Politiker aus den angrenzenden Kommunen, ebenfalls mehrere Präsidenten, etwa der IHK, der Stadtsparkasse und der Handwerkskammer. Zu den Gästen zählten ebenfalls die Ehrensensoren der Universität, Dr. Esther Betz, Dr. Günther Wille und Dr. h.c. Rolf Schwarz-Schütte, auch Ehrenpräsident der Freundesgesell-

schaft, sowie Alt-Rektor em. Prof. Dr. Kurt Suchy.

Nach der Begrüßung durch Prof. Labisch („Die Rektoratsübergabe ist ein gemeinschaftliches Fest!“) ergriff sein Vorgänger im Amte, Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser, das Wort und schmunzelte rückblickend auf seine 20jährige Amtszeit: „Diese Universität ist völlig aus der Übung gekommen, was Rektoratsübergaben betrifft. Wir mußten im Archiv nachsehen, wie das so geht...“ Es folgte die feierliche Übergabe der Urkunde und der Amtskette. Alt-Rektor Kaiser: „Heute soll die Stunde des neuen Rektors sein!“ Die Antrittsrede von Prof. Labisch findet sich in der Heftmitte dieser Ausgabe des MAGAZINS.

Umrahmt wurde der Festakt durch ein Streichquartett des Studentenorchesters. Im Anschluss fand in der Roy-Lichtenstein-Halle ein Empfang statt.

R. W.



# „Campus-Kultur ist wichtig“

Alfons Labisch über Düsseldorf, Heine, Studierende und Kunst

Seit dem 1. Oktober 2003 ist der neue Rektor Prof. Dr. med. Dr. phil. Alfons Labisch MA (Soz.) im Amt. Für DAS MAGAZIN sprachen mit ihm Rolf Willhardt und Dr. Victoria Meinschäfer.

## MAGAZIN: Ein Aachener im Rheinland...

Labisch (lacht): Für den „Aachener an sich“ schrecklich! Für den Aachener liegt das Rheinland im Osten. Linksrheinisch, das geht noch gerade an, aber rechtsrheinisch, das geht nicht. Da ich aber seinerzeit von der Universität Kassel, also von Osten, kam, - damals Ende der Welt, direkt an der Zonengrenze -, war der rechtsrheinische Brückenkopf Düsseldorf für mich von lebensrettender Qualität. Wichtig ist: Düsseldorf und das Rheinland, das war eine Heimkehr.

## MAGAZIN: Ihr Verhältnis zu Düsseldorf?

Labisch: Unter den Möglichkeiten, wohin ich seinerzeit hätte gehen können, gehörte Düsseldorf zu den interessanteren. Es gibt vielleicht zwei, drei Städte, die damals für mich gleiche Qualität gehabt hätten - Berlin, Frankfurt -, die waren aber damals nicht „dran“. Düsseldorf ist eine tolle Stadt, hier geht's rund.

## MAGAZIN: Was reizt Sie an dieser Stadt?

Labisch: Schauen Sie sich mal die Baustellen an. Hier wird überall gebaut, darunter Neues, Wegweisendes. Hier ist also immer was im Gange. Man hat Stadtteile, die sehr traditionsbewusst sind, die sich hoffentlich auch nicht ändern. Aber da wird zum Beispiel die alte Hauptpost abgerissen und ein Glaspfeiler mit über dreissig Stockwerken errichtet.

## MAGAZIN: Das ist das moderne Düsseldorf. Sie persönlich wohnen aber in einem ganz idyllischen Winkel der Stadt.

Labisch: Ja, das bedeutet mir sehr viel. Als meine Frau und ich nach Düsseldorf kamen, wussten wir sofort, wo wir hin



Der neue Rektor: Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch MA (Soz.)

wollten. Es gibt in der „ruhigen“ Altstadt - Bilker Straße, Schwanenspiegel, Hohestraße, Wasserstraße usw. - viele Häuser, die in ihrer Bauweise an die Rhein-Maas-Städte erinnern, in denen ich gross geworden bin. Vom Erker oder vom Balkon aus die großartigen Neu- oder Umbauten, wie etwa die K21, oder nachts den exotisch angestrahlten Fernsehturm im Blick zu haben, das ist schon etwas.

## MAGAZIN: Was bedeutet für Sie Heinrich Heine? Frage an den Rektor, an den Wissenschaftler, an den Literaturliebhaber.

Labisch: Heinrich Heine ist mir zuerst in der „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“ vorgekommen. Die habe ich damals als Gegensatz zu den trockenen Philosophiegeschichten gelesen. Deswegen habe ich auch die zwölfbändige Gesamtausgabe von Briegleb. Für die Lyrik hatte ich als junger Mann wenig übrig. Dies hat sich zwischenzeitlich ziemlich geändert.

## MAGAZIN: Sie haben in Ihrer Antrittsvorlesung zwei grosse Themen-

blöcke angesprochen, nämlich „Autonomie“ und „Bildung“. Lassen Sie uns auf das Thema „Bildung“ und das Studium generale zu sprechen kommen. Wie soll das aussehen? Ist ein Studium generale auch für die Öffentlichkeit gedacht? Was kann die Universität anbieten?

Labisch: Ich würde lieber von einem „studium universale“ sprechen. Der Grundgedanke ist der, dass ich mehr wissen muss und mich mit mehr auseinandersetzen habe als mit meinem unmittelbaren Fachwissen, wenn ich in einer Welt raschen Wandels bestehen

will. Wenn man zwei oder drei Dinge zusätzlich macht, ergibt sich daraus eine völlig neue Sicht der Welt. Und erst das setzt mich in die Lage, ein kritisch abgewogenes, übergeordnetes Urteil zu haben.

Es gibt ein Grundproblem insofern, als dass ein „studium universale“ zumindest in Düsseldorf bislang nicht Usus war und daher nicht in die Studiengänge eingebaut ist. Es gibt aber sehr viele Beispiele in Deutschland, dass das sehr wohl geht - so etwa in Mainz: In Rheinland-Pfalz hat das Studium generale Verfassungsrang.

Wir können uns zwar jetzt nicht in die gerade akkreditierten Studiengänge einmischen. Aber die Zielvorgabe, dass wir das nicht nur machen sollten, sondern aus der Sicht der „universitas“ geradezu machen müssen - die ist da. Daran wird systematisch weiter gearbeitet. Es wird also ein „studium universale“ als Angebot erarbeitet - zunächst fakultativ, dann aber auch zu belegen im Rahmen des Credit Point-Systems. Selbstverständlich gibt es einen bestimmten Strauß, aus dem zu wählen ist - das muss nicht unbedingt Philosophie sein, das kann Lite-



ratur, Geschichte, Biologie, Physik sein, und auch die Klassiker des Rechtsstaates wären gerade wieder sehr interessant -, es muss aber etwas anderes sein als der eigentliche Studiengang.

**MAGAZIN: Glauben Sie, dass das auf das Interesse der Studierenden stößt oder wird man sie dazu zwingen müssen?**

Labisch: Bildung und Zwang vertragen sich nicht. Aber vielleicht eine kleine Geschichte: Ich hab kürzlich einen namhaften Bürger dieser Stadt getroffen, der neben seinem Jurastudium immer etwas anderes gemacht hat, zum Beispiel Sanskrit, eine Einführung in die Naturwissenschaften, Kunstgeschichte etc. Und eben dieses „studium universale“ hat sein späteres Leben wesentlich beeinflusst. Eine gute Praxis hat dieser Mann - übrigens noch recht jung, wohl noch unter vierzig - selbstverständlich auch. Und dieser Mann zeichnet sich durch umfassende Kenntnisse und durch sein kritisch abgewogenes Urteil aus. Und eben dies sollten wir weiter verfolgen. Das Problem ist: Wenn das „studium universale“ auf freier Basis angeboten wird, geht nur dasjenige Drittel der Studierenden dahin, die sowieso schon auf diesem Weg sind. Bei einem verbindlichen Angebot würde ich in Kauf nehmen, dass ein Drittel der Studierenden wohl zunächst unwillig ist. Aber es wird auch jenes Drittel an Studierenden erreicht, die erst durch ein konkretes Angebot sensibilisiert werden müssen. Dies ist wohl genau so wie in der Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin - dies sind zumindest unsere Erfahrungen in der akademischen Lehre.

Und darüber hinaus: Einen Teil dieser Veranstaltungen könnte man sicherlich auch in der Stadt anbieten, also „Universität in der Stadt“. Diese Veranstaltungen sind dann auch für die Düsseldorfer Bevölkerung zugänglich. Es müssen Orte sein, die gut erreichbar sind und ein gewisses Flair hat, zum Beispiel das Palais Wittgenstein oder das Stadtmuseum.

**MAGAZIN: Sollten diese Veranstaltungen eines „studium universale“ speziell konzipiert sein oder ganz normale Vorlesungen, mit dem Zusatz „für Hörer aller Fakultäten“?**

Labisch: Diese Art von Veranstaltungen

haben wir ja bereits: Lehrveranstaltungen aus allen Bereichen, die speziell ausgewählt werden und im Vorlesungsverzeichnis besonders ausgewiesen sind: Die „Gisela Eisenreich Vorlesung ‚Ethik in der Medizin‘“ gehört beispielsweise dazu. Da gibt es selbstverständlich auch den Effekt, dass das „Mitnahmeveranstaltungen“ werden können.

Es ist sicher klüger, diese Veranstaltungen - oder einen Teil davon - speziell zu konzipieren. Sie müssen didaktisch völlig anders angelegt sein, weil die Vorbildung der Zuhörer sehr unterschiedlich ist.

**MAGAZIN: Ist da nicht die Gefahr des „Infotainments“?**

Labisch: Diese Gefahr gibt es zweifellos. Aber letztlich hängt das vom Anspruch und der Kompetenz des Lehrenden ab.

**MAGAZIN: Eine Frage zu Ihrem akademischen Werdegang: Wie kam es zu dieser Fächerkombination?**

Labisch: Ich war in Aachen auf einem klassischen humanistischen Gymnasium, eine Jesuitengründung aus der Zeit der Gegenreformation, eine außerordentlich strenge Schule. Die guten Schüler, die diese Schule „überlebten“, wollten alle Pries-



ter werden - in meiner Klasse von dreizehn Jungen allein vier. Die schlechten Schüler wurden Ärzte, vielleicht auch Rechtsanwälte. Übrigens ist keiner meiner Kon-Abiturienten tatsächlich Priester geworden - das lag aber daran, dass Mädchen in unserer Schule nicht vorkamen und erst später „entdeckt“ wurden.

Nach einem zweijährigen Wehrdienst habe ich im Sommersemester 1968 ange-

fangen zu studieren. Ich habe mir mein Studium zunächst weitgehend selbst finanziert. Deswegen habe ich zunächst in Aachen und hier mit Sozial- und Politikwissenschaften - übrigens weiland einschliesslich Einführungsseminaren in Wirtschafts- und Rechtswissenschaften - sowie mit Geschichte begonnen. Dann habe ich als „harte Fächer“ Latein und Philosophie dazugenommen. Irgendwann sass ich als promovierter Historiker und Lateiner im Institut für Altertumskunde in Köln. Und dann kam meine Frau, meine Freundin schon in Schülerzeiten, und sagte: Du wolltest doch immer Medizin studieren. Das haben wir dann gemeinsam getan - eine schöne Zeit. Alles dies lief im Grunde parallel: die Sozialwissenschaften habe ich dann während des Medizinstudiums abgeschlossen. Ich habe gleichzeitig in Köln und in Aachen studiert, in Aachen an zwei Fakultäten. Dass ich dann aus dem Stand Universitätsprofessor wurde, ist ein Zufall: Für das neue Fach Medizinsoziologie gab es damals so gut wie keinen akademisch qualifizierten Nachwuchs - und doppelt oder gar dreifach qualifizierte schon gar nicht. Ähnliches ist übrigens immer wieder möglich - heute etwa in der Bio-Informatik.

**MAGAZIN: Fühlen Sie sich als Historiker, als Sozialwissenschaftler oder als Mediziner? Wann sind Sie was?**

Labisch: Das ist eine schwere Frage. Ich müsste etwas trennen, was ich nicht trennen kann. Aber wenn Sie mich fragen würden, woher ich meine Maßstäbe habe, dann eindeutig aus der Medizin. Die Arbeitsintensität, die Verantwortung, die Präzision der Entscheidung, das alles ist in der Medizin unglaublich. Das will nicht heißen, dass es in den anderen Fakultäten keine Standards gäbe, aber die Vorgaben sind anders: es geht nicht um das Leben anderer Menschen.

**MAGAZIN: Sie haben selbst praktiziert.**

Labisch: Ich habe zwölf Jahre als Arzt gearbeitet - und zwar vornehmlich in der Allgemeinmedizin. Das war seinerzeit in Kassel eine schöne Kombination: einen Tag in der ärztlichen Praxis und den Rest der Woche in der Universität überlegen, was in der Medizin so vor sich geht. Die Verbindung von Theorie und Praxis, das ist das,



Fotos: Emil Zander

was ich an der Medizin schätze. Die Medizin wird permanent mit Problemen konfrontiert, die nicht vorhersehbar sind. Sie können noch so viele naturwissenschaftliche, lebenswissenschaftliche oder andere Vorgaben haben wie Sie wollen: Der Mensch als Patient passt niemals in ein Schema. Jeder gute Arzt kann von einer allgemeinen theoretischen Vorgabe auf ein individuelles Schicksal umschalten - das genau ist seine Leistung.

**MAGAZIN: Möchten Sie noch einmal als praktischer Arzt arbeiten?**

Labisch: Dieser Zug ist abgefahren. Das ist keinem Patienten zuzumuten. Ausserdem haben sich die Organisationsformen in der Praxis völlig geändert. Und schliesslich hat sich die Medizin völlig geändert. Was ich vor dreißig Jahre gelernt habe, ist heute nur noch bedingt anzuwenden. Die naturwissenschaftliche Medizin ist durch das Konzept der molekularen Medizin ersetzt worden.

Einen vergleichbaren Wandel hat es übrigens auch in den sog. Geisteswissenschaften gegeben. Und ganz nebenbei: Die Wende zu den Kulturwissenschaften haben wir Sozialwissenschaftler mit eingeleitet. Es gibt eine andere Vorstellung von Wissen. Wir hatten früher die Vorstellung, dass Wissen angehäuft wird. Dann kam das Konzept des „Paradigma“ und des revolutionären „Paradigmen-

wandels“. Heute wird Wissen als Konvention verstanden: Die Wissenschaftler einigen sich darauf, was „man“ sieht. Dieses Konzept wurde übrigens von dem Arzt Ludwik Fleck entwickelt.

**MAGAZIN: Frage an den Rektor: Was reizt Sie an diesem Amte?**

Labisch: Professor wollte ich immer werden, Rektor nicht. Ich habe selbst zwei andere Persönlichkeiten für dieses Amt vorgeschlagen. Beide haben Nein gesagt. Dann war ich dran - wohl wegen meiner langjährigen Arbeit im Dekanat der Medizinischen Fakultät: Zusammen mit Prof. Häussinger haben wir seit Oktober 1998 eine strategisch ausgerichtete Fakultätspolitik betrieben. Und wenn die Medizin nicht zum Aufgabenbereich des Rektors gehören würde - nämlich über den Aufsichtsrat des Klinikums - , dann hätte ich nicht kandidiert. Und schließlich: diese Universität ist sehr gut aufgestellt - das Werk des langjährigen Rektors Gert Kaiser - ein grosses Potential, das im aktuellen Umbruch der Hochschulpolitik entfaltet werden kann.

**MAGAZIN: Heinrich-Heine-Universität in der Region, im Bundesgebiet, international: Wo stehen wir?**

Labisch: Regional sind wir gut eingebunden. Aber: Dass Düsseldorf auch Universitätsstadt ist, ist unter den Bürgern der Stadt noch nicht selbstverständlich. „Düsseldorf - die Universitätsstadt“ oder „Düsseldorf - Stadt der Wissenschaft“ - da müssen wir noch dran arbeiten.

Auch regional gibt es auf der Ebene der Universität eine sehr gute Einbindung, denken Sie an die Bio-River-Science.

**Und international?**

Ich denke, dass Düsseldorf europäisch eine gute Rolle spielen könnte, gerade durch unsere Nähe zu Frankreich. Und über Nordrhein-Westfalen durch seine Nachbarschaft zu den Benelux-Ländern.

International, da gibt es für uns traditionsreiche Beziehungen, die intensiv zu pflegen sind: Das ist Japan, hier Tokyo, das ist Frankreich, hier Nantes, das sind die USA, hier etwa Davis, das ist Tschechien, hier Prag. Partnerschaften müssen leben. Ich bin daher überzeugt, dass wir noch eine Reihe weiterer arbeitsreicher Partnerschaften aufbauen werden.

**MAGAZIN: Was wünscht sich der neue Rektor von den Studierenden?**

Labisch: Da hab ich ganz konkrete Wünsche: Ich wünsche mir Studierende, die ihr Studium als einen entscheidenden Lebensabschnitt begreifen und bewusst erleben. Das heisst über die bedeutenden Dinge im studentischen Alltagsleben hinaus die Möglichkeiten zu nutzen, die die „universitas“ der Lehrenden und Lernenden, die die verschiedenen Fakultäten bieten. Das Studium ist die freieste Zeit, die es im Leben gibt - dies merken die meisten leider zu spät. Mal zu schauen, was die Freundinnen und Freunde an den Nachbarfakultäten so treiben? Was gibt es für Möglichkeiten im Kulturbereich? Das Schein-Studium ist ein Scheinstudium. Wer nur seine Scheine sammelt, der ist irgendwie fehl am Platze. Wollen Sie noch etwas über den Kunst-Pfad hören?



**MAGAZIN: Was verbirgt sich dahinter?**

Labisch: Auf diesem Campus gibt es eine Reihe von Kunstwerken - darunter ziemlich bedeutende. Der Campus in Düsseldorf ist ein grosses Areal: Was haben wir an Kunstwerken auf dem Campus? Wo stehen sie? Stehen sie da gut? Wie kann der Campus, wie kann der Raum gestaltet werden? Daran müssten selbstverständlich auch die Studierenden beteiligt werden, vielleicht sogar über Seminar- oder Diplomarbeiten. Und Leute aus der Stadt müssten dazukommen. Musik haben wir ja schon über unser Orchester und den Chor. Vielleicht könnten wir ja noch eine Jazz-Gruppe aufmachen. Hochschulsport - das gehört unbedingt dazu: Eine lebendige Campus-Kultur - vielleicht CampCult oder gar CC abgekürzt - das halte ich für wichtig.



# Aktuelle Broschüre der Ausbildungsberufe

Die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und das Universitätsklinikum bilden jedes Jahr mehr als 400 junge Menschen in über 20 Berufen aus. Eine Übersicht und Tätigkeitsprofile gibt die aktuelle Broschüre „Schule zu Ende. Und dann?“, die von Kanzler Ulf Pallme König und Roland Grabiak, Kaufmännischer Direktor des Universitätsklinikums, im Rahmen eines gemeinsamen Pressegesprächs vorgestellt wurde. Sie ist in der NRW-Hochschullandschaft die einzige ihrer Art.

**W**ir wollen mit dieser Broschüre den jungen Menschen einen Überblick geben, welche Möglichkeiten sie nach dem Schulabschluss haben“, erklärte Pallme König. Und die sind an der Universität vielfältig. Denn neben den „Klassikern“ wie Gärtner/in, Elektroinstallateur/in oder Krankenschwester/-pfleger (Klinikum) werden von den universitären Schulen, Lehranstalten und Werkstätten auch „exotische“ Berufe angeboten. Hierzu zählen z. B. die Ausbildung zum/r Glasapparatebauer/in, Buchbinder/in oder Diätassistent/in.

Aber nicht nur die große Auswahl hebt die Universität von den normalen Betrieben ab. So richtet das Klinikum entgegen dem bundesweiten Trend - zusätzliche - Ausbildungsplätze ein, z. B. mit der Einführung des neuen Ausbildungsberufs Kaufmann/-frau im Gesundheitswesen, der, so Grabiak, ideal auf die Arbeit in der Verwaltung des Krankenhauses zugeschnitten sei. Doch auch die Universität hat noch mehr zu bieten. „Das Besondere bei uns ist der enge Kontakt zu Forschung und Lehre bzw. zur Krankenversorgung“, so Pallme König. Vor allem im naturwissenschaftlichen Bereich betreuen nicht nur die Meister, sondern auch engagierte Wissenschaftliche Mitarbeiter die Azubis intensiv, die so am Puls der Zeit lernen.

Entsprechend begehrt sind die Ausbildungsberufe. Auf 28 freie Plätze in der Physiotherapeutenschule kamen z. B. dieses Jahr über 800 Bewerbungen. In den anderen Berufen sah es ähnlich aus: Bei den Masseuren gingen 10 Bewerbungen auf einen der 25 Plätze ein, 100 Bewerbungen kamen auf die 18 Diätassistentenstellen, und über 900 junge Menschen konkurrierten um 300 Plätze in der Kranken- und Kinderpflege, so dass alle Stellen schnell besetzt werden konnten. Neue

Ausschreibungen gibt es erst 2004 wieder. Bis dahin wird Interessierten jedoch die Möglichkeit geboten, in den in der Broschüre aufgeführten Bereichen ein Praktikum zu absolvieren. So können die Jugendlichen feststellen, ob der Beruf tatsächlich ihren Vorstellungen entspricht. „Viele haben leider immer noch ein falsches Bild von dem, was sie erwartet“, erläuterte Grabiak. Aber ein Praktikum trägt nicht nur dazu bei, spätere Berufsenttäuschungen oder einen Abbruch der Ausbildung zu vermeiden, sondern erhöht auch die Chancen auf einen Ausbildungsplatz.

Auch die Jüngeren können wenig Arbeitsalltag erleben. Im Rahmen des „Düsseldorfer Modells“ des Schulamtes er-



möglicht die Heinrich-Heine-Universität Schülern eine Betriebserkundung, Orientierungspraktika oder Praktika nach einem konkreten Berufswunsch.

Die aktuelle Broschüre (Auflage: 4.000) wird an die Arbeitsämter und Schulen im Regierungsbezirk Düsseldorf sowie in den Kreisen Neuss und Mettmann verteilt. Des weiteren kann sie bei der Pressestelle der Universität unter der Telefonnummer 0211/81-12022 angefordert werden.

Julia Knoll

## Rauchverbot in der Universität

**D**as Rektorat hat beschlossen, für die gemeinschaftlich genutzten Räume der Universität ein generelles Rauchverbot auszusprechen. Hierzu zählen neben den Hörsälen und Seminarräumen auch alle Flure, Treppenhäuser, Toilettenanlagen, Pausenräume sowie Teeküchen. Darüber hinaus betrifft dies auch alle Räumlichkeiten (z. B. Büroräume, Labore etc.), die von mehreren Personen genutzt werden. Den Bedürfnissen der Raucher wird durch besonders ausgewiesene Raucherbereiche entsprochen.

Für die Beschilderung an den Eingangstüren und in den öffentlichen Gebäudebereichen wird das Dezernat Gebäudemanagement verantwortlich sein. Demgegenüber soll die Einrichtung von „Raucherecken“ in den Instituten von den jeweiligen Fakultäten

und Instituten und deren Leitungen veranlasst werden. Für die Umsetzung des Rauchverbotes in den Cafeterien und der Mensa ist das Studentenwerk zuständig.

Im Rundschreiben des Rektors heißt es weiter: „Natürlich setzt eine erfolgreiche Durchsetzung des Rauchverbotes die Mithilfe und das Engagement aller Beteiligten voraus. Es soll hier insbesondere an die Raucher appelliert werden, das Verbot nicht als Ausgrenzung zu verstehen, sondern als Anregung zur Rücksichtnahme auf die nichtrauchenden Kolleginnen und Kollegen, um damit gleichzeitig zu mehr Sauberkeit und Sicherheit in den Gebäuden der Universität beizutragen. Anschließend sei betont, dass mir daran sehr gelegen ist, das Verbot nicht ideologisch sondern pragmatisch umzusetzen.“

# Arme deutsche, reiche US-Senioren

## Soziologische Studie weist Unterschiede nach

VON ROLF WILLHARDT

**Drei Düsseldorfer Wissenschaftler stellten beim Kongress der Amerikanischen Soziologie Ende August in Atlanta eine Studie vor, die zeigt, dass - entgegen aller Erwartungen - alte Menschen in Deutschland weniger Geld zur Verfügung haben als amerikanische Senioren.**

**P**rof. Dr. Günther Lüschen, Emeritus für Soziologie an der Heinrich-Heine-Universität, Prof. Dr. Johannes Siegrist und Priv.-Doz. Dr. Olaf

von dem Knesebeck (beide Medizinische Soziologie) sowie ihr amerikanischer Kollege Prof. Cockerham (Universität Alabama) analysierten an Hand zweier nationaler Umfragen, dass die deutschen Alten gesundheitlich kaum Unterschiede zwischen Kassen- und Privat-Versicherten aufweisen.

Dagegen zeigen die amerikanischen Senioren deutliche Unterschiede, ob sie in den USA in einem von fünf verschiedenen Versorgungssystemen, privat oder gar nicht versichert sind.

„Die Hiobsbotschaft aus diesem Projekt für alte Menschen in Deutschland war jedoch, dass - gegen jede Erwartung - Senioren in Deutschland ungleich weniger Geld als Alte in Amerika verfügbar haben. Außerdem ist der gesundheitliche Unterschied nach Alt und Reich in Deutschland höher als in den USA“, so Lüschen.

### „Vorsterblichkeit“

Der Düsseldorfer Soziologe vermutet mehrere Gründe für diesen Unterschied:

In den USA ist die „Vorsterblichkeit“ unter Armen höher als in Deutschland (bestimmte Bevölkerungsgruppen der unteren Schichten sterben früher, z.B. Farbige). Dagegen ist auf deutscher Seite zu vermuten, dass das deutsche Gesundheitswesen Senioren nicht dazu anregt, gesundheitlich zu sparen. Dazu gehört, dass man im deutschen Versorgungssystem - mit Blick auf Gesundheit oder Krankheit - nichts auf die hohe Kante legen muss. Auch ein Mangel an genügender körperlicher Vorsorge im Alter hierzulande ist nach Ansicht des Soziologen ein Grund.

Das ungewöhnlich niedrige Einkommen im Vergleich zwischen deutschen und amerikanischen Alten um mehr als die Hälfte ginge aber auf jeden Fall auch auf die „Vorruhestands-Politik“ in Deutschland zurück, als man ältere Arbeitnehmer dazu brachte, schon in ihren 50er Jahren aus dem Beruf auszuschcheiden. Folge: Als Frührentner gibt es zwar keinen unmittelbaren Einkommensverlust mehr, aber es kommt auch zu keinem Zuwachs an Einkommen und damit einer höheren Altersrente.

Dagegen gibt es in den USA erst um 65 Jahre Altersrente, „wobei Ältere weiterhin aktiv arbeiten und damit einen weiteren Zugang ihrer finanziellen Absicherung erwerben“, so Lüschen.

**Für weitere Informationen:  
em. Prof. Dr. Günther Lüschen,  
Tel. 0160 - 8467647**

## „Tag der Forschung“ war wieder ein Riesenerfolg



Mitmachen, Staunen: Über 5.000 Besucher kamen am 9. November bei strahlendem Herbstwetter zum neunten „Tag der Forschung“ auf den Campus. 170 Projekte - Vorträge, Demonstrationen, Mitmach-Aktionen - gaben Einblick in die aktuelle Forschung der Universität.

Novum und sofort ein Riesenerfolg: Die Veranstaltungen „Forschung für Kinder“. Hörsaal 3 E platzte aus allen Nähten als es um die Frage ging: „Was ist eigentlich ein Ritter?“ Mitglieder des Forschungsinstituts für Mittelalter und Re-

naissance erklärten den 7 bis 12jährigen Kindern (und deren Eltern) Rüstung, Burg und Lebensweise der Ritter auf kurzweilige und anschauliche Weise.

Aber auch die anderen Veranstaltungen der „Kinder-Uni“ waren bestens besucht, ob die „physikalische Spielwiese“ oder das Basteln im Botanischen Garten. Bis nachmittags um 17 Uhr herrschte ein reges Kommen und Gehen auf dem Campus. Und natürlich waren auch die Sammlungen wieder bestens besucht, ob in der Rechtsmedizin, der Anatomie oder in der Bibliothek. R. W.



## „Aufräumen“ im Botanischen Garten

Auch die letzte Aktion mit ehrenamtlichen Helfern war wieder ein großartiger Erfolg: An einem Samstag im Herbst wurde im Eingangsbereich des Botanischen Gartens und in der neuen Abteilung „Grünes Klassenzimmer - Bestäubungsbiologie“ intensiv „aufgeräumt“. Mit großem Engagement haben die 20 Freiwilligen unglaubliche Mengen Gebüsch und Strauchwerk gerodet, eine Vielzahl von wertvollen Pflanzen ausgemacht und für die Vermehrung vorbereitet sowie ca. 400 m<sup>2</sup> gemeinschaftlich umgegraben. Die bearbeiteten Flächen sollen im nächsten Frühjahr im Rahmen einer weiteren Mitmachaktion nach einem neuen Konzept bepflanzt werden.

Aber auch außerhalb dieser zweimal jährlich stattfindenden Aktivitäten sucht der Botanische Garten tatkräftige Helfer für verschiedene Aufgaben. In Form einer Patenschaft kann z. B. die regelmäßige Pflege einzelner Beete übernommen werden. Jede tatkräftige Mitarbeit ist willkommen!

Wer sich in irgendeiner Weise beteiligen möchte, meldet sich bitte bei:

**Dr. Sabine Etges, Tel. 0211-8112477,  
e-mail: [etges@uni-duesseldorf.de](mailto:etges@uni-duesseldorf.de)**



**Staatssekretär Hartmut Krebs (rechts) und Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch besuchten die Medica. Am Stand von „Forschungsland NRW“, an dem die Heinrich-Heine-Universität mit acht Exponaten vertreten war, informierten sie sich über die neuesten Entwicklungen in der Medizin und Medizintechnik.**

**Foto: Julia Schneider**

## Neuer AStA-Vorstand gewählt

Am 24. September wählte das Studierendenparlament der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf Steffen Arns zum neuen Vorsitzenden. Der Kandidat des MSB Spartakus, Multiple Choice & FachschafterInnen konnte erst im dritten Wahlgang die erforderliche Stimmmehrheit erreichen und sich gegenüber Matthias Stascheit von der Juso-Hochschulgruppe durchsetzen.

Stellvertretende Vorsitzende wurden die MSB Spartakus, Multiple Cho-

ice & FachschafterInnen-Fraktionsmitglieder Leonie Teßmer und Markus Slopianka.

Der neue AStA-Vorstand wird sich auch weiterhin mit den Themen „Studiengebühren“ und „Sozialabbau im Bildungswesen“ auseinandersetzen und zukünftig auch auf Probleme des Bologna-Prozesses aufmerksam machen. Des Weiteren soll der Kontakt zu den Fachschaften weiter ausgebaut werden.

J. K.

## 100. Sitzung des ASA

Seit 1976 gibt es den Arbeitsschutzausschuss (ASA) an der Heinrich-Heine-Universität, nun führten die 16 Mitglieder ihre 100. Sitzung durch. Der gesetzlich vorgeschriebene Ausschuss, der den Arbeitgeber in Sachen Arbeitsschutz berät, tagte erstmals am 21. Mai 1976. Die Themen reichen vom Umgang mit Suchtkranken über Brandschutz bis hin zu Reorganisation des Arbeits- und Umweltschutzes. Das gemeinsame Gremium von Universität und Uniklinik wurde von Klaus Dirks, Dr. Theodor

Menkhaus und Dr. Uwe Zdebel geleitet.

An der 100. Sitzung nahm auch Kanzler Ulf Pallme König teil, gab einen kurzen Überblick über die Arbeit und bedankte sich bei Dr. Dirk Prüstel, der als einziges Gründungsmitglied noch im ASA ist.

Viel hat sich seit den ersten Sitzungen getan: So ist die Zahl der Unfälle von zehn bis zwölf auf mittlerweile drei bis vier im Jahr zurückgegangen, wie Dr. Zdebel, der Ausschussvorsitzende feststellt.

V. M.

# Rund 1,8 Millionen Euro für Forschung und Lehre

Freundesgesellschaft legte Jahresbilanz 2002 vor

VON OTTMAR KALTHOFF

Im Jahr 2002 stellte die Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf (GFFU) rund 1,8 Millionen Euro für die Unterstützung von Forschung und Lehre zur Verfügung. Das bedeutete allerdings einen Rückgang gegenüber dem Vorjahr um knapp 24 Prozent, wie GFFU-Präsident Professor Dr. Dr. h.c. Joachim Funk in der Jahresveranstaltung der Gesellschaft am 23. Oktober mitteilte.

Ursächlich für diesen Rückgang war das negative gesamtwirtschaftliche Umfeld, dem sich auch die GFFU nicht entziehen konnte. Trotz des weiter gesunkenen Zinsniveaus, das zu einer entsprechenden Verminderung der Vermögenserträge führte, konnte aber – so Funk – immerhin noch das Fördervolumen des Jahres 2000 leicht überboten werden.

Ende 2002 verwaltete die GFFU ein Gesamtvermögen von ca. 23,1 Millionen



Bei der Preisverleihung im Industriecub: Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser, Prof. Dr. Dr. h.c. Joachim Funk, PD Dr. Lars Oliver Klotz, Prof. Dr. Jörg Thieme, Prof. Dr. Christopher Poremba, Dr. Günther Wille, Rektor Prof. Dr. Dr. Alfons Labisch (v.l.n.r.)  
Foto: Victoria Meinschäfer

## Die Preisträger:

**Preis der „Gesellschaft von Freunden und Förderern der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“:**

**Privatdozent Dr. Lars Oliver Klotz, geb. 29. April 1969**

Verleihung für seine Habilitationsschrift „Aktivierung zellulärer Signalwege durch Singuletsauerstoff und Peroxynitrit“.

Studium der Biochemie in Tübingen (Diplom 1995), Promotion in Physiologischer Chemie 1998 in Düsseldorf, 1999 bis 2000 mit einem Postdoktorandenstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der National Institutes of Health am National Institute on Aging in Baltimore (USA), 2001 Habilitation und Lehrbefugnis für Biochemie und Molekularbiologie, 2002 Ernennung zum Hochschuldozenten.

**„Reinhard-Heynen- und Emmi-Heynen-Preis“:**

**Prof. Dr. H. Jörg Thieme, geb. 29. August 1941**

Verleihung für seine besonderen wissenschaftlichen Verdienste auf den Gebieten der Geldtheorie, Geldpolitik und der internationalen Finanzmärkte. 1972 bis 1977 Ordentlicher Professor an der Universität Essen, 1977 bis 1990 Ordentlicher Professor an der Universität Bochum, dort 1982 bis 1984 Dekan bzw. Prodekan, seit 1990 Lehrstuhlinhaber für das Fach Volkswirtschaftslehre an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, 1990 bis 1994 Gründungsdekan bzw. Prodekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

**„Forschungspreis der Dr.-Günther-Wille-Stiftung“:**

**Prof. Dr. Christopher Poremba, geb. 21. September 1967**

Verleihung für seine Arbeiten zum Thema „Telomeraseforschung“

Studium der Medizin in Münster sowie an der Harvard Medical School, Boston, und der University of Vermont. Promotion 1996 in Münster, seit 1996 wissenschaftlicher Assistent, später Oberarzt in Münster, dazwischen Gastarztstätigkeit an der University of British Columbia, Vancouver, 2001 Habilitation in Münster, seit 2002 Universitätsprofessor und Oberarzt am Institut für Pathologie der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf.

Diverse Stipendien und wissenschaftliche Preise.

Euro. Es reduzierte sich damit innerhalb eines Jahres um etwa 6 Prozent, weil sich Kursverluste bei Wertpapieren trotz recht konservativer Anlagepraxis leider nicht vermeiden ließen. Der inzwischen eingetretene Börsenaufschwung hat jedoch im bisherigen Verlauf des Jahres 2003 schon wieder zu einer Verbesserung der Vermögenslage geführt.

Weiter gab Funk bekannt, dass auf seinen Antrag hin Alt-Rektor Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser in der vorangegangenen Mitgliederversammlung mit Wirkung ab 1. Januar 2004 zum neuen

GFFU-Präsidenten gewählt worden sei. Seine Stellvertreter sind: Dr. Hans-Dietrich Winkhaus, Mitglied des Gesellschafterausschusses der Henkel KGaA, Professor Dr. Dr. Alfons Labisch M.A., Rektor der Heinrich-Heine-Universität, sowie Ulrich Hartmann, Vorsitzender des Aufsichtsrates der E.ON AG.

### Preise verliehen

Im Rahmen der Jahresveranstaltung wurden auch mehrere wissenschaftliche Preise verliehen. Den mit 10.000 Euro dotierten „Preis der Gesellschaft von Freunden und Förderern der Hein-

rich-Heine-Universität Düsseldorf“ erhielt der Privatdozent für Biochemie und Molekularbiologie Dr. Lars Oliver Klotz, Düsseldorf, für seine Habilitationsschrift. Der mit 12.500 Euro ausgestattete „Reinhard-Heynen- und Emi-Heynen-Preis“ wurde an Professor Dr. H. Jörg Thieme, Ordinarius für Volkswirtschaftslehre an der Heinrich-Heine-Universität, vergeben. Professor Dr. Christopher Poremba, Oberarzt am Institut für Pathologie der Heinrich-Heine-Universität, konnte den Forschungspreis der Dr.-Günther-Wille-Stiftung (5.000 Euro) entgegennehmen.

# Wo endet der Heilversuch, wo beginnt die Studie?

## Die Ethikkommission der Heinrich-Heine-Universität

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**Angefangen hat es als „kollegiales Beratungsgremium“ - später wurde es eine „landesrechtliche Notwendigkeit“: die Ethikkommission der Heinrich-Heine-Universität.**

**S**iebzehn Mitglieder hat die Ethikkommission der Heinrich-Heine-Universität, 13 Mediziner, drei Juristen und einen Philosophen: „In erster Linie braucht man für die Arbeit medizinische Fachkompetenz und Erfahrung, außerdem ist juristisches Wissen ganz wichtig“, erklärt em. Prof. Dr. Hans-Gerd Lenard, der die Kommission seit 17 Jahren leitet. Rund 200 Neuanträge werden hier jährlich vorlegt, dazu kommt eine Vielzahl von Folgeanträgen, denn jede Änderung in der Studie muss erneut begutachtet werden.

Obwohl sie offiziell „Ethikkommission an der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“ heißt, ist sie für Wissenschaftler aller Fakultäten zuständig, in den Untersuchungen an oder mit Menschen gemacht werden. „Die meisten Anträge kommen aber von Medizinern, dann auch welche von Natur-

wissenschaftlern oder Psychologen“. Dass ein Antrag endgültig abgelehnt wird, ist sehr selten, „aber es kommt vor,“ so Lenard. Verboten kann die Kommission keine Studie, wenn sich der Antragsteller allerdings trotz fehlender Befürwortung zu dem Versuch entschließt, läuft er das hohe Risiko, dass seine Arbeitsergebnisse nicht publiziert werden. „Die wichtigen Zeitschriften nehmen nur Studien, die positiv von der Ethikkommission begutachtet worden sind.“

### Persönlichkeitsrechte

Neben einer Vielzahl an formalen Fragestellungen - „95 Prozent der Anträge sind Routine und da ist die Wegeversicherung oft ein größeres Problem als das Pillenschlucken“, so Lenard, - stellen sich den Kommissionsmitglieder zwei entscheidende Fragen: ‚Könnte ein Versuch die Persönlichkeitsrechte verletzen?‘ und ‚Wo endet ein Heilversuch und wo beginnt eine Studie?‘ Selbstverständlich können nur Experimente gemacht werden, denen die Patienten vorher in allen Konsequenzen zugestimmt haben. „Wenn genetisches Material erst im Labor ist, kann man heute alles mögliche nachgucken“, erklärt Lenard die Problematik, „und heute weiß

man auch nicht, was man in wenigen Jahren erforschen kann.“ Unverständliche Patientenaufklärung kritisieren deshalb die Mitglieder der Ethikkommission ebenso wie einen 10seitigen Aufklärungsbogen, den Patienten im Notfall durchlesen und unterschreiben sollen. Ein weiteres Problem bei den Patientendaten ist, dass sie nicht häufig anonymisiert, sondern „nur“ pseudonymisiert werden. Mit viel Mühe kann man sicherlich noch nach Jahren herausfinden, um wessen Daten es sich handelt, und auch, wenn es fraglich ist, ob sich jemand diese Mühe macht, hat Lenard doch Verständnis für die Ängste der Patienten.

Schwierig wird zuweilen auch die Abgrenzung zwischen Studie und Heilversuch. „Da hat ein Arzt bei einem todkranken Patienten alles versucht, aber keine Heilung erreicht. Nun weiß er noch eine Möglichkeit und möchte die ausprobieren, vielleicht ein noch nicht zugelassenes Medikament“, beschreibt Lenard ein mögliches Szenario. Fragt er das erste Mal bei der Ethikkommission an, ist es wohl kein Problem, auch bei zweiten Mal noch nicht. Aber was, wenn es achtmal passiert? Ist es dann vielleicht doch eine schlecht organisierte, nicht geplante Studie?



# Zeitzeugin der „wilden Jahre“

Seit 25 Jahren arbeitet Christel Rosenkranz im AstA-Sekretariat



Christel Rosenkranz im AstA-Sekretariat

Foto: Julia Knoll

VON JULIA KNOLL

**Wenn Christel Rosenkranz von ihrer Arbeit im AstA erzählt, strahlt sie über das ganze Gesicht. „Ich habe das große Glück, einen Job gefunden zu haben, der mir Spaß macht und mich persönlich erfüllt“, erzählt sie. Dabei war es reiner Zufall, dass sie im Sekretariat der Studentenvertretung anfang.**

**A**lles begann vor 25 Jahren. Nachdem sie zwölf Jahre lang als Mutter und Hausfrau gearbeitet hatte, wollte sie ganz einfach in den Beruf zurückkehren. Über einen Bekannten erfuhr sie, dass der AstA (Allgemeiner Studierenden Ausschuss) eine Sekretärin suchte.

Das war im Jahr 1978. Seitdem kümmert sich Christel Rosenkranz um die kaufmännischen Belange des AstA. Einen Arbeitsplatzwechsel hat sie nie ernsthaft in Erwägung gezogen. „Ich habe mich immer wohl gefühlt, weil es einfach nie langweilig ist, hier zu arbeiten“, berichtet die Mutter einer Tochter.

Denn die Arbeit beim AstA ist eine Arbeit am Puls der Zeit. Vieles hat sich in

den 25 Jahren verändert. Zum Beispiel der Name der Universität. „Ich habe den Kampf und die Auseinandersetzungen um die Umbenennung nach Heinrich Heine miterlebt. Es hat mich persönlich sehr gefreut, dass es so gekommen ist“, erzählt sie. Aber auch die Studenten haben sich verändert. „Als ich 1978 anfang, da war es noch ganz schön wild. Die Studierenden haben hart protestiert. Es gab damals sehr viel Ärger“, sagt Christel Rosenkranz. „Heute sind die Studenten sanfter.“ Aber nicht weniger engagiert. In besonderer Erinnerung ist der 59jährigen die Initiative des AstA beim Fall der Mauer geblieben. „Da haben die Studierenden toll reagiert und eine Art Kongress organisiert, zu dem sie Studenten aus den neuen Bundesländern eingeladen haben“, erzählt sie stolz. Sie selber kümmerte sich um die Unterbringung der mehr als 100 ost-deutschen Gäste, die für einige Tage nach Düsseldorf kamen. Auch bei der Organisation von Veranstaltungen war sie behilflich. Das alles sei schon sehr aufregend gewesen, schwärmt Christel Rosenkranz, aber besonders interessant

sei für sie das gegenseitige Kennenlernen gewesen.

Der Kontakt zu anderen Menschen ist der jugendlich wirkenden Frau sehr wichtig. Deshalb traf sie der Umzug des AstA vom Studentenwerk zur Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät besonders. „Viele Kontakte sind abgebrochen, es kommen wesentlich weniger Studierende, weil sie uns zum Teil einfach nicht finden. Gerade in der Mittagszeit war mein Büro rappellvoll“, bedauert sie. „Der Publikumsverkehr hat mir immer sehr viel Freude gemacht.“

Geblieben aber sind alte Kontakt zu ehemaligen AstA-Mitarbeitern. Viele kommen sie noch nach Jahren besuchen, andere trifft sie immer wieder mal zufällig. „Es ist spannend, die Karrieren der jungen Menschen zu verfolgen“, stellt sie fest, „eine ehemalige AstA-Vorsitzende, Kerstin Griese, ist heute im Bundestag.“

Nächste Jahr wird Christel Rosenkranz 60. „Dann ist Schluss“, teilt sie mit. „Ich helfe noch bei der Suche und Einarbeitung einer Nachfolgerin und stehe auch immer mit Rat und Tat zur Verfügung“. Wehmütig fügt sie hinzu: „Mein Herz hängt ja schon an der Arbeit hier...“

## Nutzen Sie die Fortschritte der Medizin für Ihre Gesundheit

Beispielsweise mit unserem Zusatz-**„Paket“**. Das empfehle ich Ihnen, wenn Sie die Leistungslücken Ihrer „Gesetzlichen“ bei

- Zahnersatz
- Inlays
- Heilpraktikerbehandlung
- Sehhilfen
- Auslandsbehandlung/Rücktransport schließen wollen

Ingo Herchenhan  
Generalvertretung  
Allianz Private Krankenversicherungs-AG  
Oberheider Str. 31  
40599 Düsseldorf  
Tel. 0211-343091  
Fax 0211-7487502  
ingo.herchenhan@allianz.de



# Gefahr im Netz: Terroristen sind auch online

## Kongress zur Netz- und Computersicherheit an der Universität

VON JULIA SCHNEIDER

**Stromausfall im Norden der USA, Ausfall der U-Bahn in London, ausgefallene Kommunikation. Einfach nur ein Störfall im System oder doch eine gezielte Attacke?**

Im Zeitalter der globalen Vernetzung und vor dem Hintergrund von Katastrophen wie dem 11. September stellt sich diese bange Frage ganz automatisch.

Der Angriff droht überall, selbst im viel genutzten Internet. Durch unsere Abhängigkeit von dieser Art von Netzwerken in Bereichen wie Strom- und Wasserversorgung bieten sich etwa für Terroristen völlig neue Angriffsflächen. Einmal in eines dieser Systeme gehackt – und sie beherrschen unsere Kommunikationseinrichtungen, wenn auch nur für begrenzte Zeit.

Wer glaubt, so etwas passiert nur im Fernsehen oder in Amerika, hat sich getäuscht. Im Juli diesen Jahres blockierten Hacker das Internet-Angebot der NRW-Landesregierung. Glücklicherweise konnten sie nicht in das Intranet eindringen und so an geheime Informationen gelangen. Dieser Vorfall zeigt wieder deutlich, dass das Internet sowie geschlossene Systeme extrem schutzbedürftig sind.

Verschiedenen Aspekten dieser Thematik widmete sich der zweitägige Kongress „Netz- und Computersicherheit – Sind wir auf einen Angriff auf unsere Informationssysteme vorbereitet?“, der von der Heinrich-Heine-Universität gemeinsam mit der Bundesakademie für Sicherheitspolitik veranstaltet wurde.

Unter der Schirmherrschaft von Nordrhein-Westfalens Innenminister Dr. Fritz Behrens beschäftigten sich rund 350 Vertreter aus Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Polizei und Militär mit interdisziplinären Ansätzen zur Angriffsprävention.



**Sicherheit im Netz? Gerade kleine Firmen sind anfällig für Hacker-Angriffe.**

In 40 Vorträgen tauschten die Experten ihre Einschätzungen zu dieser Frage aus.

Wie wichtig sich diese Thematik in der Praxis darstellt, erklärte der NRW-Innenminister in seiner Eröffnungsrede:

„Der von der Landesregierung beschlossene Masterplan E-Government sieht die weitere Bereitstellung von

92 transaktionsorientierten Dienstleistungen, wie Antrags- oder Förderverfahren in elektronischer Form vor.“

Ein solcher Plan erfordert natürlich einen hohen Schutz der Daten. Behrens betonte weiterhin, dass „keiner allein hundertprozentige Sicherheit organisieren kann. Zusammenarbeit ist das Gebot der Stunde“.

In diese Richtung argumentierte auch die Parlamentarische Staatssekretärin des Bundesinnenministeriums, Ute Vogt. „Die Aufgabe des Bundes in Zusammenarbeit mit den Firmen ist der Schutz der Infrastruktur des Landes“, so die Politikerin. Es gibt mittlerweile sogenannte „Computer Emergency Response Teams (CERT)“. Diese von Bund und Wirtschaft finanzierten Informationsplattformen

sollen von Firmen und Verwaltungen genutzt werden. Außerdem müsse besonders bei kleinen Betrieben Aufklärungsarbeit über die Gefahren des Netzes geleistet werden. „Gerade kleine Unternehmen sind stolz auf ihre Kommunikation über das Netz. Sie sichern sich aber nicht genügend ab“, erklärte Vogt. Sie betonte weiterhin, dass auch Universitäten eine große Verantwortung im Bereich der Aufklärung inne hätten. So obliege es den Hochschulen, ihren Studenten zu vermitteln, dass sie sich strafbar machen, wenn sie sich, wenn gleich auch nur aus Spaß, in geschlossene Systeme „hacken“.

Prof. Dr. Jan von Knop, Leiter des Rechenzentrums der Heinrich-Heine-Universität und Organisator der Tagung, brachte das Ziel des Kongresses auf den Punkt: „Es wird künftig darauf ankommen, in interdisziplinären Forschungsprojekten Fähigkeiten zur Reaktion auf das Unerwartete und eigentlich Undenkbare zu entwickeln.“

**Weitere Informationen gibt es hier:  
[www.uni-duesseldorf.de/ncs2003](http://www.uni-duesseldorf.de/ncs2003)**



# Charles Darwin und die Tücken der Postsendungen

Sammlung bisher unbekannter Briefe in der ULB

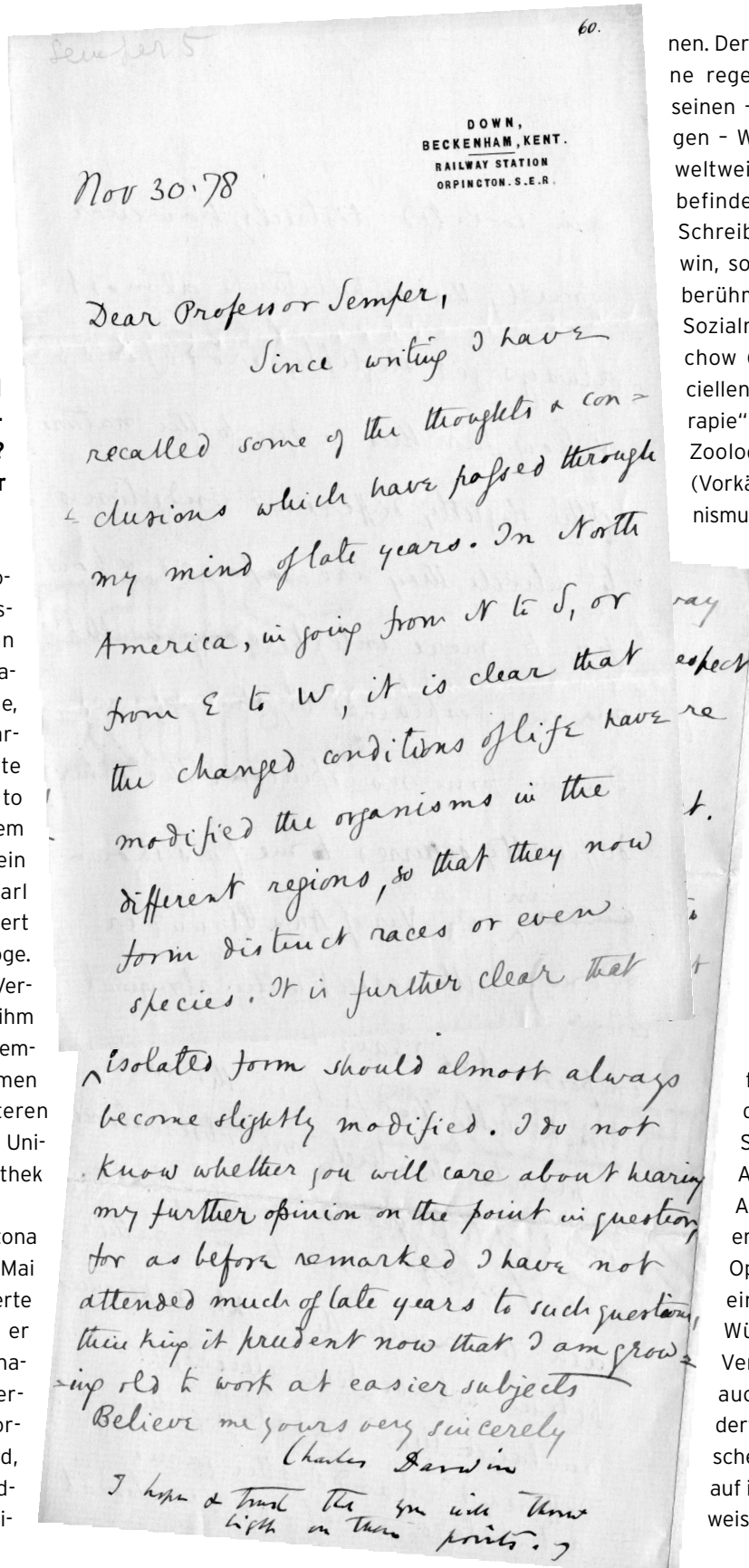
VON JULIA SCHNEIDER

**Selbst berühmte Wissenschaftler müssen Pakete verschicken und sich darüber Gedanken machen, auf welchem Wege der kostbare Inhalt am sichersten ankommt. Charles Darwin sah sich im Jahre 1878 vor das Problem gestellt, eine Druckmaschine nach Deutschland schicken zu wollen. Aber welche Versandart bevorzugen? Per Dampfschiff oder mit der Eisenbahn?**

**D**er Begründer der modernen Evolutionstheorie muss dann doch einen Weg gefunden haben, denn die Druckmaschine, für deren Nutzung sich Darwin nicht mehr interessierte („I found that I was too old to learn“), kam sicher bei ihrem Empfänger an. Der war kein geringerer als Prof. Dr. Karl Semper, ein im 19. Jahrhundert berühmter deutscher Zoologe.

Nachzulesen ist Darwins Versandproblem in einem von ihm selber verfassten Brief an Semper, der sich heute zusammen mit über einhundert weiteren Autographen im Archiv der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf befindet.

Semper wurde 1832 in Altona geboren und starb am 30. Mai 1893 in Würzburg. Er studierte das Fach Zoologie, in dem er auch promovierte und sich habilitierte. Außerdem unternahm Semper diverse Forschungsreisen ins Ausland, unter anderem nach Nordamerika und auf die Philippinen.



nen. Der Zoologe unterhielt eine rege Korrespondenz mit seinen - teilweise hochrangigen - Wissenschaftskollegen weltweit. Unter den Briefen befinden sich nicht nur Schreiben von Charles Darwin, sondern auch von dem berühmten Pathologen und Sozialmediziner Rudolf Virchow („Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie“), dem Mediziner und Zoologen Ernst H. Haeckel (Vorkämpfer für den Darwinismus in Deutschland, „Die Welträtsel“)

so wie von dem Juristen und Schriftsteller Felix Dahn („Ein Kampf um Rom“).

Hochkarätige Wissenschaft findet sich neben Alltagsbanalitäten. Virchow gesteht zum Beispiel auf der Rückseite seiner Visitenkarte: „Ich habe heute früh verschlafen und später vergessen, wegen der Theaterkarten zu fragen.“ Als Besonderheit umfasst die Sammlung auch zwei Autographen von dem Architekten und Erbauer der Dresdner Semper Oper, Gottfried Semper, einem Großonkel des Würzburger Zoologen. Vertreten sind jedoch auch Gedichte und Liedertexte, die die akademischen Bräuche dieser Zeit auf interessante - und teilweise amüsante Art - be-



leuchten. So lernt man vom „zool. zoot. Institut im Wintersemester 1882/83“, dass „Schnoadatuipei...a sakrisches Trumm“ ist. Und zu „Timms Dr.- und Abschiedsfeier“ wurde eine alternative Form von „Auf de Schwäbische Eisebahne“ angestimmt („Höret Leut, von der Geschichten/Welche ich euch zu berichten/Von dem Timm aus Altona/Welchen Ihr seht sitzen da.“).

Einblick in deutschen Akademiker-Humor des 19. Jahrhunderts gewährt zum Beispiel folgender Ausschnitt aus einem kleinen Theaterstück, offenbar für eine feucht-fröhliche Laienaufführung in Universitätskreisen. „Hering: Ich hab's versucht; ich hab' da in dem Glase/Mich umgesehen, aber ich fand nichts; Quatschek: Da in dem Glase? Gott im Himmel, Mensch! Das ist ja Terpentin. Was fällt Ihm ein? Wie kann er denn in Terpentin Amoeben suchen?“

Die Unterlagen gelangten als Schenkung von Dr. Shojj Wada in die ULB. Wada war von 1966 bis 1992 Angehöriger des Zoologischen Instituts der Heinrich-Heine - Universität. Ihm ist es zu verdanken, dass die meisten Autographen bereits transkribiert und übersetzt sind. Außerdem fertigte er von allen Originalen Kopien an, damit im Falle eines Verlustes nicht alles verloren wäre. Da die Sammlung sich lange in Privatbesitz befand, stellt die Entdeckung der Unterlagen für die wissenschaftliche Welt eine Neuheit dar. Aufgrund der bisherigen Unbekanntheit der Autographen konnten natürlich auch noch keine wissenschaftlichen Forschungen angestellt werden.

Die Briefe sind teilweise von hohem Wert. „Ein echter, eigenhändig verfasster Darwin-Brief würde ein paar tausend Euro kosten“, so der Leiter des Universitätsarchivs, Dr. Max Plassmann.

## Neue Öffnungszeiten sind Riesenerfolg



**A**m 1. August 2003 verlängerte die Zentralbibliothek der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf ihre Nutzerzeiten. Montags bis freitags ist sie nun bis 22 Uhr (bisher 20 Uhr) und samstags bis 18 Uhr (bisher 13 Uhr) geöffnet. Ganz neu: Auch am Sonntag kann von 13 bis 20 Uhr gelesen und recherchiert werden.

Ergebnis: Schon im ersten Monat lag der Besucherschnitt am Wochenende bei ca. 1.500 ULB-Nutzern pro Tag. Insbesondere die Möglichkeit, mit den Präsenzbeständen in der Bibliothek zu arbeiten, wird von vielen in Anspruch genommen. Am Wochenende arbeiten ständig über 200 Leser in den Lesesechsen, wochentags sind es selbst um 20.30 Uhr noch über 100.

Auch die PC-Arbeitsplätze im Foyer und im Informationszentrum erfreuen sich in den neuen Öffnungszeiten hoher Beliebtheit.

Fazit von Bibliotheksdirektorin Dr. Irmgard Siebert: „Ein Riesenerfolg! Wir waren selbst überrascht. Die ULB Düsseldorf sieht sich mit der schnellen Akzeptanz der neuen Öffnungszeiten in ihrem Servicekonzept bestätigt. Wir werden die Entwicklung der Nutzungszahlen natürlich weiter beobachten.“ J. K.

**Informationen: Dr. Joachim Kreische, ULB Düsseldorf, Tel.: 0211/81-14785**

## Studierendenstatistik: Wieder Anstieg im Wintersemester

**N**ach Auswertung der Statistik haben zum Wintersemester 2003/2004 insgesamt 2.456 Erstsemester ihr Studium an der Heinrich-Heine-Universität aufgenommen (WS 2002/2003: 2.231). Die Zahl aller Studierenden belief sich am Stichtag (6. November 2003) auf 25.133 (im Vorjahr 24.364). Hiervon sind 14.068 Frauen und 11.065 Männer. Die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen 21.382, 3.297 Ausländer studieren in Düsseldorf.

Größte Fakultät ist nach wie vor die Philosophische. Hier sind in diesem

Wintersemester insgesamt 12.810 Studierende eingeschrieben. Bei den Fächern nach erstem Studienfach führt die Germanistik mit 8.843 Belegfällen, es folgen die Anglistik (5.205), die Geschichte (4.333) und die Romanistik (2.891).

In der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät studieren insgesamt 5.617 Personen. Bei den Fächern führt hier die Biologie mit 1.583 Studierenden, gefolgt von der Mathematik (1.065).

Die weiteren Zahlen nach Fakultäten: Jura studieren 1.650, Wirtschaftswissenschaft 1.198, Medizin 3.443 Männer und Frauen.

Besonders beliebt sind die neuen Bachelor-Studiengänge, speziell Kulturwissenschaft und Medien, Informatik, Biochemie und Sozialwissenschaften.

Bei den ausländischen Studierenden kommen die meisten aus der Türkei (399), Griechenland (212), Polen (212), der Russischen Föderation (176), China (146), dem Iran (131), Marokko (127), der Ukraine (121), Italien (114) und Bulgarien (109).

A. H.



# „Auf nach Paris, uns juckt die Säbelspitze!“

Erste deutsche Enzyklopädie zum Ersten Weltkrieg erschienen

VON ROLF WILLHARDT

Was war die Siegfried-Linie? Wer war der „Seeteufel“ Felix Graf Luckner? Was ist das „Unternehmen Alberich“? Was ist ein „Himmelsbrief“? Fragen, die alle eines gemeinsam haben: ihren Ursprung in der Zeit zwischen 1914 und 1918. Der Düsseldorfer Historiker Prof. Gert Krumeich ist Mitherausgeber der ersten großen Enzyklopädie des Ersten Weltkrieges. Ein kiloschweres Mammutwerk, das viele Mythen entzaubert und Legenden dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ widerlegt.

**Z**um Beispiel von der kollektiven Kriegsbegeisterung in Deutschland 1914. Prof. Krumeich: „Man kennt ja das immer wieder abgedruckte Bild von dem Eisenbahnwagen mit den jubelnden Soldaten drin: ‚Auf nach Paris, uns juckt die Säbelspitze!‘ Wir wissen heute sehr genau, dass die August-Begeisterung, der lärmende Hurra-Patriotismus, ein Phänomen in den Straßen Berlins war. Vielleicht noch in Frankfurt. Aber schon nicht mehr in Düsseldorf. Und je weiter man ins platte Land kommt, zum Volk, zu den Bauern, stellt man eine starke Ergriffenheit fest. Zögerlichkeit, Furcht. Auch die Furcht darum, ob man die nächste Ernte einbringen



Eine deutsche Feldpostkarte 1917.

kann. Bereitschaft, das Vaterland zu verteidigen: ja. Aber keine Kriegslüsterneit.“

Ein Mythos eben, der sich jedoch zäh bis heute in den Geschichtsbüchern hält. Wie unbewusste Nationalismen, etwa

Themen wie „Kriegsschuld“, „Kriegsrecht“, „Kriegsverbrechen“. Ergebnis: Viele international renommierte Historiker interpretieren bis heute Ereignisse des Ersten Weltkrieges ganz unterschiedlich.

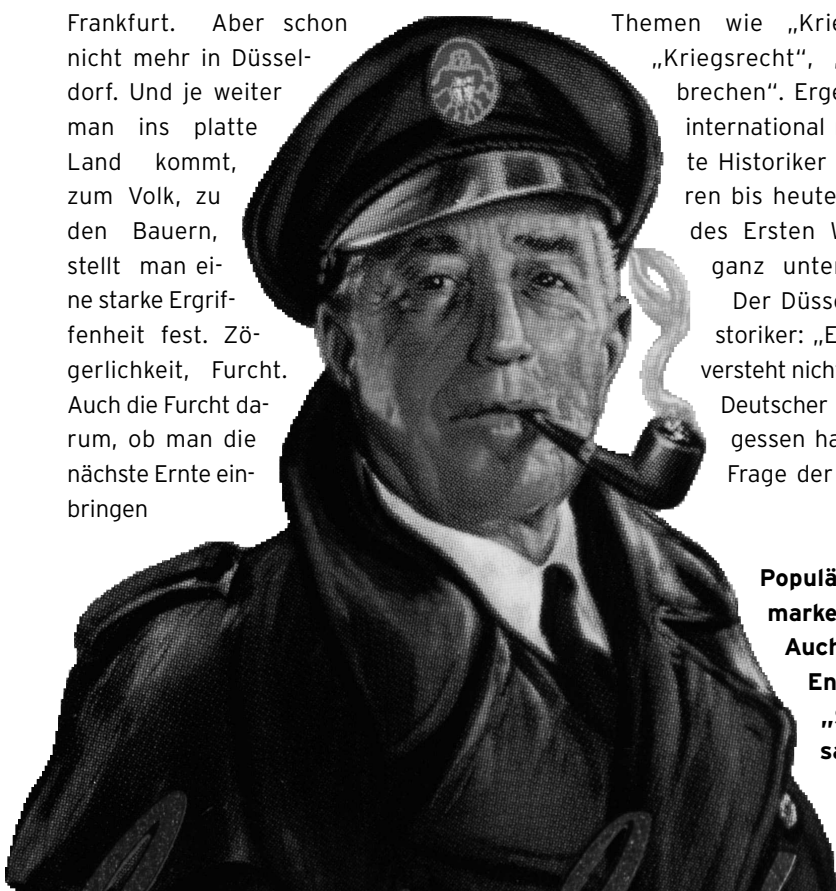
Der Düsseldorfer Historiker: „Ein Franzose versteht nicht, warum ein Deutscher Verdun vergessen hat. Auch die Frage der Legitimität

des eigenen Krieges: Selbst für die kritischsten Franzosen ist es absolut eindeutig, dass ihr Land einen Verteidigungskrieg geführt hat.“

Und genauso unverständlich ist den Franzosen, dass in Deutschland der 11. November, der Tag des Waffenstillstands, nicht gefeiert wird. Krumeich: „Dieser onze novembre ist für die Franzosen ja nicht der Tag des Sieges, des Jubelns gewesen, da haben sie ihren 14. Juli als Nationalfeiertag. Sondern es ist ein Tag der Stille und des Gedenkens, ‚Volkstrauertag‘ würde man bei uns sagen. Diese Erleichterung über das Kriegsende haben die Deutschen nicht gehabt. Ihnen wurde die Kriegsschuld vorgeworfen. Sie haben dagegen gekämpft, und sie haben weiter Krieg in ihren Köpfen geführt.“

Unkenntnis, wie sie Krumeich auf vie-

**Populär bis in die 60er Jahre, - sogar als Pfeifentabakmarke: Felix Graf Luckner (1881 - 1966), der „Seeteufel“.** Auch seine abenteuerliche Geschichte findet sich in der Enzyklopädie: Mit seinem Hilfskreuzer, dem Dreimaster „Seadler“, kaperte er 16 alliierte Schiffe mit insgesamt 30.099 BRT und machte 400 Gefangene, bevor er 1917 in der Südsee in Gefangenschaft geriet.



len internationalen Historikerkongressen erlebt hat. Die Sozialgeschichtler sprachen eine andere Sprache als die Militärgeschichtler, die Politologen eine andere als die Mediziner. Und vor allem die Missverständnisse durch nationale Geschichtsschreibung. Der Franzose erzählt den Krieg („la grande guerre“) als Franzose, obwohl er auch andere Ansätze kennt. Der Brite hat ein ganz klares Verhältnis zum „great war“. Für die Deutschen spielt dieser Krieg bis heute eine weitaus geringere Rolle im öffentlichen Bewusstsein und Gefühlshaushalt.

Internationale Verzerrungen der Geschichtsinterpretation also. Die von Krumeich, Prof. Dr. Gerhard Hirschfeld (Direktor der Bibliothek für Zeitgeschichte und Professor am Historischen Institut der Universität Stuttgart) und Dr. Irina Renz (Leiterin der Archivalischen Sammlungen der Bibliothek für Zeitgeschichte, Stuttgart) herausgegebene „Enzyklopädie Erster Weltkrieg“ will hier Abhilfe schaffen. Die Liste der daran beteiligten 146 Autoren aus 15 Ländern liest sich dabei wie ein „Who's who“ der internationalen Weltkriegsforschung. Das Buch wird von Aufsätzen zu den kriegführenden Staaten und ihren Gesellschaften, zu Ursachen, Verlauf und Ausgang des Weltkrieges sowie zu seiner Geschichtsschreibung eröffnet. Themen sind etwa Religion, Propaganda, Medizin und Kriegswirtschaft. Danach folgt der umfangreiche Lexikonteil mit über 650 Stichworten. Bisweilen ist Ver-



**Oben: Deutsche Soldaten in einem zerstörten französischen Dorf. Unten: Erinnerungsfotos für die Heimat. Die Fotografie spielte im Ersten Weltkrieg erstmals auch für die einfachen Soldaten eine wichtige Rolle.**

blüffendes dabei: Die „Himmelsbriefe“, die die Soldaten von zuhause erhielten und in den Schützengräben am Körper trugen, um unverwundbar zu sein („Aberglauben“). Der Artikel über Felix Graf Luckner, der als „Seeteufel“ und des Kaisers Pirat der britischen Flotte enorme Verluste beibrachte. Was ist ein „Schrapnell“? Stück von einem Geschoss, das explodiert. Und eine „Protze“? Ein Gefährt, auf dem die Kanone liegt („aufprotzen“).

Unter „Kriegsgreuel“ verbergen sich Geschehnisse, die für Belgier und Franzosen bis heute gegenwärtig sind: Als

Vergeltungsaktion zu vermeintlichen Partisanenangriffen erschossen deutsche Truppen im September 1914 über 6000 Frauen, Kinder und alte Männer in Belgien. So wurden sie in der alliierten Propaganda zu „Barbaren“ und „Hunnen“. Ein Urteil, das durch den deutschen Rückzug 1917 auf die „Siegfried-Linie“, das „Unternehmen Alberich“, nur bestätigt schien: Des Kaisers Armee hinterließ „verbrannte Erde“, ein Trauma in Frankreich. Es gibt ein bis heute populäres Bild von einer Allee gefällter Obstbäume. Kriegsgeschehen und kollektive Erinnerungen daran, die in Frankreich und Belgien immer noch wach geblieben ist. Die aber selbst für deutsche Historiker bis vor kurzem Kriegspropaganda waren.

Krumeichs Forderung an die Geschichtswissenschaft: „Man muss einfach die Überzeugungen gegeneinander halten und die daraus entstehenden Topoi, die festen Bilder, auch erklären.“ „Enzyklopädie Erster Weltkrieg“ (Herausgegeben von Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz). Verlag Schöningh, Paderborn 2003, 1003 Seiten, Subskriptionspreis bis 31. 12. 2003, 58 Euro.

**Die Braut trägt Schwarz: Fronturlaub, Kriegstrauung 1916  
Fotos: privat**





# Deutsch-französische Doktorarbeiten entstehen

30 Jahre Partnerschaft mit Nantes: Jubiläumskolloquium

VON HELLA-SABRINA LANGE

Die Partnerschaft der Heinrich-Heine-Universität mit der Universität Nantes (Frankreich) besteht nun seit 30 Jahren. Von Prof. Dr. Fritz Nies (Romanisches Seminar) und Prof. Dr. Jacques Granges (Germanist am Département d'Allemand in Nantes) bereits 1971 angebahnt und im Mai 1973 mit dem offiziellen Partnerschaftsvertrag besiegelt, ist sie die älteste der mittlerweile neun internationalen Beziehungen der Heinrich-Heine-Universität zu Hochschulen im Ausland.

Die fruchtbare Zusammenarbeit der beiden Universitäten spiegelt sich wider in den seit 1974 regelmäßig in Nantes und Düsseldorf veranstalteten Kolloquien, hauptsächlich in den Fächern Romanistik / Germanistik / Lettres Modernes, aber auch außerhalb der Philosophischen Fakultät in den Bereichen Pharmazie, Mathematik und Kardiologie.

Eingeleitet durch die 1974 in Nantes stattgefundene Tagung zum Thema „Fondements théoriques de l'organisation de la recherche et de l'enseignement dans les deux universités jumelés“ und das erste interdisziplinäre geisteswissenschaftliche Kolloquium in Düsseldorf 1975 mit dem Titel: „Aspekte der Gei-



**Campus der Universität Nantes. Seit dem 11. Mai 1973 besteht ein Partnerschaftsvertrag zwischen der französischen Hochschule und der Universität Düsseldorf.**

steswissenschaftlichen Forschungsgeschichte in Frankreich und Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert“ folgten bis heute zehn weitere geisteswissenschaftliche Kolloquien sowie etwa 30 wissenschaftliche Begegnungen im Fach Mathematik, zehn Kolloquien der Kardiologen und fünf im Bereich Pharmazie. 1993 wurde das 20-jährige Bestehen der Partnerschaft in Düsseldorf mit dem Kolloquium „Europa denken“ gewürdigt.

## Vielfältiger Austausch

Der wissenschaftliche, kulturelle und menschliche Austausch setzt sich neben Gastdozenturen und zahlreichen Gastvorträgen ebenso auch auf Seite der Studierenden unter Einbeziehung eines breiten Fächerspektrums fort. Neben Aus-

tauschprogrammen, Kompaktseminaren und regelmäßigen Arbeitstreffen von Studierenden des interdisziplinären Studiengangs Literaturübersetzen, werden in letzter Zeit auch Dissertationen in den Fächern der Philosophischen Fakultät und im Bereich der Chemie betreut (Cotutelle de thèses).

Unter dem Titel „Deutschland - Frankreich - Deutschland. Kultur- und Wissenstransfer“ widmete sich das diesjährige interdisziplinäre Kolloquium, das vom 24. bis 26. November 2003 im Vortragssaal der Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf stattfand, einem breiten Themenspektrum. Eine kleine exemplarische Ausstellung am Rande des diesjährigen Kolloquiums zeigte die bisherigen gemeinsamen Publikationen.



# Die „Idee der Universität“ in unserer Zeit

## Analysen und Konsequenzen - Antrittsvorlesung

### als Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

VON ALFONS LABISCH

#### 0. Die „Idee der Universität“ in unserer Zeit - zur Einleitung

„Magnifizenz in Sorgen. Das ‚Hoch‘ der Hochschule, die ‚universitas‘ der Universität, der ‚Geist‘ der Geisteswissenschaften“ - so lautet ein brillanter Aufsatz. Der Autor Bernd-A. Rusinek, Historiker der hiesigen ‚alma mater‘ hält uns einen „fernen Spiegel“ über „Rektoratsreden des 19. Jahrhunderts“ vor.<sup>1</sup> Im 19. Jahrhundert brach eine neue Zeit an: Deutschland wandelte sich von einem Agrarland zu einer Industrienation. Und die Universitäten waren seinerzeit Motoren dieses Zivilisationsschubs.

Heute erleben wir etwas Vergleichbares: Wir teilen alle das seltene Schicksal, Zeitgenossen eines säkularen Umbruchs zu sein. Globalisierung ist das Zauberwort - wir werden darauf zurückkommen. Aber: sind die Universitäten auch heute Motoren dieses Prozesses? Können sie es unter den obwaltenden Bedingungen überhaupt sein? Und das in einer Zeit, in der - wie Hermann Lübke sagt - die „Gegenwart schrumpft“: Orientierungen, Werte, Wegmarken, die über lange Zeiten hin galten, werden unsicher, ja sie ändern sich beim Zusehen. Umso notwendiger ist es, sich über die Werte und Ziele im Klaren zu sein, die es zu verfolgen gilt.

Unsere Grundwerte, die Richtpunkte unseres Handelns, sollen „Autonomie für die Universität“ und „Bildung für die Lehrenden und Lernenden“ sein - beides Begriffe, die es zunächst zu erläutern gilt.

#### Autonomie für die Universität

Eine ‚universitas‘ ist zunächst und vor allem eine Gemeinschaft der Lernenden, der Lehrenden und der Forschenden. Zugleich ist die Universität eine Gemeinschaft der Fakultäten und damit der verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen. Traditionell fordert die ‚universitas‘ stets Autonomie ein - und hat sie dort, wo sie ihren Auftrag erfüllte, immer auch genossen. Dies haben die Universitäten in ihrer langen Geschichte im Grossen und Ganzen gezeigt - bis auf einige fatale Fehltritte - hier meine ich selbstverständlich die Zeit des Nationalsozialismus - über ca. sieben Jahrhunderte im deutschen Sprachraum, und einige Jahrhunderte länger noch in Europa. ‚Universitas‘ ist damit eine Idee, die sich unter verschiedenen kulturellen Bedingungen behauptet hat. Wir können daher mit Fug und Recht annehmen, dass die Idee der Universität nach wie vor trägt und daher auch in absehbarer Zukunft tragen wird.

Selbstverständlich ist Autonomie kein Selbstzweck: Autonomie ist ein Mittel - aber eben das entscheidende, die ‚conditio sine

qua non‘: Die „universitas“ beansprucht Autonomie, weil sie für sich das Recht und die Pflicht einfordert, alles zu forschen, alles zu lehren, alles zu sagen, was im Interesse eines auf Wahrheit gerichteten Forschens, Wissens und Fragens auch immer zu tun ist.

Der Grundwert „Autonomie“ ist hier so deutlich wie nur eben möglich zu benennen. Deshalb möchte ich gleich eingangs einen Autor zitieren, dem ich mich seit den frühen Tagen meines Studiums verbunden weiss. Heinrich Heine schreibt in seiner „Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“:<sup>2</sup>

„(...) die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim.

In der Tat, nicht einmal in Griechenland hat der menschliche Geist sich so frei aussprechen können wie in Deutschland (...).

„Für Rechte dieser Art hat aber der Deutsche schon sein bestes Blut gegeben (...). Dasselbe ist anwendbar auf die Frage von der akademischen Freiheit, die jetzt so leidenschaftlich die Gemüter in Deutschland bewegt.“

Autonomie, Freiheit für die Universität, Freiheit für die akademische Jugend - das war Heinrich Heine eine Kopf- und Herzenssache ein Leben lang, und dies soll uns in der Heinrich-Heine-Universität auch Kopf- und Herzenssache sein.

#### Bildung für die Lehrenden und Lernenden

„Autonomie der Universität im Dienst der Wahrheit“ - dieser Grundwert ist durch einen zweiten Gedanken zu ergänzen: durch das Bild der Menschen, die in solchen Einrichtungen forschen und lehren, und durch das Bild derjenigen, die in solchen Einrichtungen lernen, um zukünftig in der Gesellschaft zu wirken. Genügt eine berufliche Fach-Arbeit, genügt eine berufliche Fach-Aus-Bildung in einer Zeit, die sich neu auszurichten hat? Oder gilt es darüber hinaus, Person zu sein und Persönlichkeiten zu bilden?

Bildung ist - so sei hier in der Nachfolge Georg Friedrich Wilhelm Hegels<sup>3</sup> festgelegt - Bildung ist im berühmten delphischen Gebot des „Erkenne dich selbst“ zu fassen. Bildung gilt in einem zweifachen Sinn: Zum einen schafft sich ein Volk in Kunst, Religion und Wissenschaft ein eigenes Selbstbild. Es formt seine Identität durch seine Geschichtsschreibung, durch die wissenschaftliche Erkenntnis der Natur und durch die künstlerische Formung seines Menschenbildes und seines Gottesbildes. Zum anderen bildet sich das Individuum selber, es drückt sich selbst aus - in seinen künstlerischen Gestaltungen, in seinen wissenschaftlichen Werken und in seinen politischen Taten. Und es er-

kennt sich selbst wieder, wenn es sich mit den schönen Künsten oder dem angehäuften Wissen auseinandersetzt. Sich selbst zu etwas zu machen, was jemand nicht schon von Natur ist - darum geht es. Und dies heißt immer auch, den Körper zu bilden, die Affekte im Sport und im künstlerischen Wettbewerb zu läutern. Ein so gebildeter Mensch gewinnt zugleich Distanz zu den Forderungen der Gemeinschaft, den Sitten, Gesetzen und Befehlen der Herrschenden. Er - und selbstverständlich auch sie - fordert zumindest „Zutrauen“ zu den Zumutungen, die Herrscher und Gewohnheiten an das Individuum stellen.

Unsere Werte und unsere Ziele für die Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf sind nun klar benannt und beschrieben: „Autonomie für die Universität“ und „Bildung für die Lehrenden und Lernenden“. Wie können Autonomie und Bildung als unsere Werte und unsere Ziele in Zukunft bewahrt werden? Wie stellt sich diese Frage in der Perspektive langfristiger kultureller Entwicklungen dar (= 1.)? Was können, was müssen wir selbst tun, wenn wir unseren Ideen und Idealen nachstreben - in Sonderheit, wenn die Lage vor Ort berücksichtigt wird (= 2.)? Anhand dieser beiden Fragen möchte ich mit Ihnen die „Idee der Universität in unserer Zeit“ diskutieren.

## 1. Kulturelle Zusammenhänge und menschliche Zufälligkeiten - und die Forderung nach Bildung und Autonomie

### 1.1. Kulturelle Zusammenhänge

Wie, so lautet zunächst die Frage, lassen sich die langfristigen Zusammenhänge verstehen, die unserer Zeit zusammenhalten?

Grundlage der Industriegesellschaft war die Möglichkeit, Kraft in Maschinen zu verlagern und in Dimensionen zu steigern, die bis dahin unermesslich schienen. Ebenso unvorstellbar waren die Folgen: sie haben mit der Industrialisierung die Kultur hervorgebracht, in der wir groß geworden sind, der wir unsere persönliche Prägung, der wir die Art unseres Zusammenlebens verdanken. Die neuen Daten- und Informationsverarbeitungstechniken verändern das Verhältnis von Mensch und Natur in ähnlich fundamentaler Weise, wie dies Naturwissenschaft und Technik seit etwa 200 Jahren tun. Wir verlagern algorithmische, und damit rechnerische, demnächst wohl auch heuristische, und damit denkerische Leistungen in Maschinen - und zwar ebenfalls mit unabsehbaren Folgen. Heute ist jede Information zeitgleich an jedem Ort der Welt verfügbar. Zunächst die Produktionsweise, dann auch die Produktionsverhältnisse werden weltweit neu organisiert. Wir sind selbst Subjekte wie Objekte, Nutznießer wie Opfer dieses Prozesses, den wir gemeinhin „Globalisierung“ nennen. Die Industrialisierung dehnt sich in einer neuen Version zur bestimmenden Lebensform einer Weltgesellschaft aus.

Eines ist uns allen deutlich: Im Gegensatz zur Früh-, Hoch- oder Spät-Industrialisierung sind den Menschen heute alle Ausflüchte in säkularisierte Paradiese versperrt - seien sie philosophisch, wie der Marxismus, seien sie biologistisch, wie der Nationalsozialismus, seien sie materiell, wie der Fortschrittsglaube. Die viel beschworene, in der Renaissance einsetzende Säkularisierung der Welt war in Wirklichkeit eine Sakralisierung innerweltlichen Erkennens und Handelns: die Welt verweltlichte sich, weil inner-

weltliches Handeln heilig wurde. Dies hat zur modernen Wissensgesellschaft geführt. Eine solche Gesellschaftsform konnte nur in einer Kultur entstehen, die aus dem jüdisch-christlichen Weltbild hervorgegangen ist und die - nachzulesen ebenso in Francis Bacon's „Instauratio Magna“ wie in Rene Descartes' „Meditationes“, - Gottesdienst und Heilsgewissheit in die Aufgabe setzte, die Welt wissenschaftlich und praktisch zu durchdringen. Am Ende aller Utopien, am Ende aller Ideologien stand und steht notwendig das Himmelreich auf Erden.

Aber: Mit dem Zusammenbruch des Fortschrittsglaubens ist der westlichen Welt die letzte Krücke vermeintlicher Gewissheit abhanden gekommen. Heute, im aktuellen Zivilisationschub zu einer globalen Industriegesellschaft, sehen die Perspektiven gänzlich anders aus: Die damaligen Zeitgenossen konnten die unglaublichen sozialen und ökologischen Kosten der Industrialisierung mit dem Glauben an einen scheinbar unbezwinglichen, ja automatischen Fortschritt überdecken. Nach Auschwitz - denken Sie an Theodor W. Adornos Frage, ob es nach Auschwitz noch möglich sei, ein Gedicht zu schreiben - , nach Hiroshima - denken Sie an Günter Anders „Antiquiertheit des Menschen“, nach dem ökologischen Erwachen der 1970er Jahre - denken Sie an Dennis L. Meadows „Grenzen des Wachstum“ und die nachfolgenden Veröffentlichungen des Club of Rome - nach diesem Menetekel ist der Menschheit endgültig gewiss geworden, dass sie sich selbst vernichten kann: Die Erde braucht die Menschen nicht. Mit dieser Gewissheit müssen sich die Menschen unausweichlich und auf Dauer den Folgen ihres Wissens und Handelns stellen. „Sapere aude“ - „Wage es, Dich Deines Verstandes zu bedienen“. Dieser Aufruf Immanuel Kants erweist sich heute nachgerade als euphorisch. Heute heißt es: „Sapere debet“. Wir müssen uns unseres Verstandes bedienen. Gleich ob wir diesen Wandel mit den Begriffen „Postmoderne“ oder „zweite Moderne“ belegen, die Moderne beginnt erst jetzt: Die Menschen treten endgültig in die von ihnen selbst geschaffene und damit ausschließlich von ihnen selbst zu verantwortende Geschichte ein.

Genau an dieser Stelle gewinnt das eingangs eingeforderte Ziel „Bildung“ seinen systematisch hergeleiteten Grund. Denn ohne allgemein (nicht privat!) gültige Möglichkeiten letzter Bindung, gänzlich zurückgeworfen auf sich selbst, müssen die Menschen endgültig Wirken und Folgen ihres Wissens vorausschauend bedenken: Ein Leben im Gehäuse selbst gesetzter Hörigkeit - so die gnadenlose Prophezeiung Max Webers bereits vor hundert Jahren. Die aktuellen Fundamentalismen sind ein verzweifeltes Aufbäumen, eine Art moderner Maschinenstürmerei. Statt letzten Wahrheiten zu folgen, ist uns aufgegeben, jenseits aller regionalen oder nationalen Grenzen einige wenige elementare Regeln für ein gedeihliches Miteinander aufzustellen - und eisern einzuhalten. Eben deshalb - dies sei das einzige Beispiel zu dieser so lebenswichtigen Frage - ist es von elementarer Bedeutung, international gültige Rechtsmuster zu setzen, zu achten und zu wahren. Eben diese elementaren Regeln sind die wenigen „Kulturgüter“, auf die sich die Menschheit weltweit einigen können muss. Eben an dieser Stelle sind selbstkritische und verantwortliche Persönlichkeiten gefragt.



## 1.2 Zufälligkeiten menschlichen Handelns - Deutschland in der globalen Industriegesellschaft

Ich komme nunmehr zu einigen Zufälligkeiten menschlichen Handelns, die die aktuelle Lage der ‚universitas‘ vor Ort bestimmen.

Deutschland wird in besonderer Weise durch den säkularen Wandel herausgefordert. Die große Woge der wissenschaftlich-technischen, der wirtschaftlichen und auch der geistig-mentalenen Globalisierung wurde - und wird - in Deutschland von einer gänzlich anderen Welle durchkreuzt: der Wiedervereinigung. Als Vorposten des Kalten Krieges waren die beiden deutschen Staaten zugleich die hochideologisierten Vorposten in der Auseinandersetzung konkurrierender Gesellschaftsmodelle. Das östliche Modell einer sozialistischen Gesellschaft wurde, gleich wie dieser Prozess einmal historisch beschrieben werden mag, in den 1990er Jahren in das Modell des spezifisch deutschen Rechts- und Sozialstaates überführt. Dieses Staatsmodell soll hier als Beispiel für die administrative und politische Verdichtung, ja Bewegungslosigkeit dienen, unter der wir heute alle leiden.

Das Modell des deutschen Sozialstaats gründet auf der Befriedungspolitik, mit der Bismarck seit den 1880er Jahren die politisierte Industriearbeiterschaft in das neu gegründete Deutsche Reich zu integrieren trachtete - dies allerdings, ohne den Arbeitern gleiche bürgerliche Rechte zugestehen zu wollen. Aufbauend auf denselben Grundprinzipien, wurde dieses Modell in der Weimarer Republik zum einigenden Staatsziel. Wiederum auf denselben Grundprinzipien aufbauend ist dieses Modell in den 1950er Jahren in Westdeutschland zu einem umfassenden Rechts- und Sozialstaat ausgebaut worden. In diesem Prozess zu einer zwar „klassenlosen“, dafür aber „formierten Gesellschaft“ - so seinerzeit Ludwig Erhard - hat es der Staat nicht nur übernommen, elementare Lebensrisiken politisch zu kanalisieren. Vielmehr hat der Staat in den letzten Dekaden die Garantie übernommen, sämtliche Lebensrisiken umfassend abzusichern.

Christoph Sachsse schreibt zu diesem Staatsmodell:<sup>4</sup>

„Moderne Staatlichkeit hat sich in mehreren Stufen herausgebildet. Ihre Abfolge kann als Prozeß der ‚Inklusion‘, der systematischen Einbeziehung tendenziell aller Bevölkerungsgruppen in das Leistungssystem der Politik verstanden werden (...) (sc.: So; A.L.) vollzog sich eine folgenreiche Erweiterung von Staatszielen und Staatstätigkeit. Der Staat übernahm die Verantwortung für das Wohlergehen seiner Bürger und setzte damit eine Eigendynamik permanenter Ausdehnung der Staatstätigkeit frei. (...)“

Der Staat wird tendenziell zum ‚Generalagenten der Lebenszufriedenheit‘.“

Das wesentliche und überdauernde Konstruktionsmerkmal des Bismarck'schen Sozialstaatsmodells ist, soziale Leistungen an Arbeit zu binden. Ein „Normalarbeitsverhältnis“ nationalstaatlich-industriegesellschaftlicher Prägung hat aber unter den Vorgaben der Globalisierung keine Grundlagen mehr - weder in der Arbeit noch in der Gesellschaft noch schließlich im persönlichen Verhalten.

Angesichts eines hoch komplexen und - wie etwa die Technologie des Internet zeigt - gleichsam selbsttätig voranschreiten-

den weltweiten Zivilisationsschubes in die globale Wissensgesellschaft versinkt Deutschland in einer Stagflation obrigkeitlicher Regelungswut. Die besten Absichten werden in einem Hagel von Gesetzen und Verordnungen vernichtet. Auch hier nur ein Beispiel: Der Versuch, das hehre Ziel der Chancengleichheit zu administrieren, hat dazu geführt, dass in keinem anderen Industriestaat die Bildungschancen so stark von der sozialen Herkunft bestimmt werden wie in Deutschland. Das heißt doch wohl: Die soziale Ungleichheit an den akademischen Ausbildungsstätten ist größer als je zuvor, größer noch als etwa in England, dem klassischen Land der ‚private schools‘ und der Studiengebühren. Und mehr noch: in den „niedrig-“ oder gar „unterschwellig-“ - und das heißt im Klartext doch wohl „niveaulosen“ - Bildungsangeboten ist das Gefühl für Qualität und Leistung abhanden gekommen: Pisa - das haben wir doch alle kommen sehen. Und was durften wir vorigen Woche lesen: „Gäbe es ein Uni-Pisa, wären die deutschen Hochschulen dort, wo die deutschen Schulen heute stehen.“<sup>5</sup>

Das strukturelle Defizit Deutschlands wird zum Hemmschuh Europas - so beschied kürzlich der Internationale Währungsfonds. Das tut weh! Und selbstverständlich erinnern sich an dieser Stelle viele an die Rede „Aufbruch ins 21. Jahrhundert“, die der damalige Bundespräsident gehalten hat. Als ich diesen Vortrag vorbereitete, habe ich die Rede Roman Herzogs vom 26. April 1997 nachgelesen. Ich kann Ihnen versichern: Diese berühmte „Hau-Ruck-Rede“ hat, und zwar bis in Einzelheiten hinein, nichts an Gültigkeit, nichts an Bedeutung verloren. Allerdings: mehr als sechs Jahre sind vergangen, mehr als sechs Jahre sind vertan. „Difficile est saturam non scribere“ „Schwierig ist, keine Satire zu schreiben“ - sagt Juvenal. Und wenn jetzt jemand denken sollte: Der gute Professor ließt keine Zeitung, vor allem nicht in den letzten Wochen. Die Antwort ist den Älteren klar: An genau der Stelle, an der wir jetzt angelangt sind, waren wir schon einmal - im Oktober 1982!

Die „deutsche Krankheit“, der Mehltau, der sich auf alle Initiativen legt, das Heft des Handelns wieder in die Hand zu nehmen, hat für die ‚universitas‘ fatale Konsequenzen. Die Zukunftsinvestitionen in die Wissensgesellschaft werden verspielt - mangels Mittel und mangels Zeit. Und genau an dieser Stelle gewinnt das eingangs eingeforderte Ziel der Autonomie der Universität seinen systematisch hergeleiteten Grund.

## 2. Was können, was müssen wir tun, wenn wir unseren Ideen und Idealen nachstreben?

Bislang haben wir übergreifende räumlich-zeitliche Zusammenhänge diskutiert. Diese Gedanken wurden durch einige ebenso holzschnittartige Anmerkungen über die Zufälligkeiten menschlichen Handelns ergänzt. Dass diese Gedanken den Finissen wissenschaftlicher Spezialuntersuchungen entsprechen sollen, war nicht beabsichtigt. Vielmehr ging es darum, durch entschieden ‚Plumpes Denken‘ - so hätten wohl Bertolt Brecht oder Walter Benjamin gesagt - die „wahren“ Vorgänge zu verdeutlichen.

Was ist zu tun? Was hat dies mit ‚universitas‘, was hat dies mit Bildung zu tun? Um diese Fragen geht es im zweiten Teil dieses Vortrages.

## 2.1 Die sichere und gerechte Weltgesellschaft - eine globale Aufgabe für alle und für jeden einzelnen

Wir befinden uns auf dem Weg in eine Weltgesellschaft. Die Außenwelt der Menschen, die Wissensgesellschaft als materiale Basis des neuerlichen Globalisierungsschubes, treibt sich scheinbar selbst voran. Auch die Innenwelt der Menschen hat sich erheblich geändert: Globalisierung ist keinesfalls nur ein technischer, wirtschaftlicher, politischer oder sozialer, sondern auch ein kultureller, ein kommunikativer, ein psychischer, ein mentaler Prozess. Wenn wir uns bewusst in unserem Alltag umschauen, werden wir feststellen, wie tief, ja wie selbstverständlich uns eine globale Welt bereits durchdringt. Aber die Mitwelt, das Zusammenleben der Menschen - hier zeigen die gesellschaftlichen Institutionen samt ihren offenen und verborgenen Machtansprüchen regional und national erhebliche Trägheit.

Die große Aufgabe lautet also: Wie ist eine Gesellschaft zu gestalten, die sowohl die technischen wie die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Globalisierung aufgreift und gleichzeitig sozial gerecht und individuell offen ist? Nur zwei Vorgaben seien genannt. Eine Weltgesellschaft kann sich nur unterhalb der Ebene letztbindender Orientierungen organisieren. Religionsfreiheit und Toleranz müssen weltweit zu Grundwerten werden - und Toleranz, das ist uns allen klar, kann nicht Beliebigkeit heißen. Dies muss - so die zweite elementare Forderung - zugleich oberhalb der unveräußerlichen Menschenrechte geschehen, die jede einzelne Person als Rechtssubjekt auszeichnen.

Man könnte fast meinen, die Grundfragen der Staatstheoretiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts - von Hobbes über Locke zu Montesquieu und Rousseau - würden heutzutage im Weltmaßstab neu aufgelegt. Und bereits damals war ein „sozialer Staat“, der jedem Bürger die Chance eines - auch wirtschaftlich - selbstständigen Lebens einräumt, ein Grundpfeiler jedes Gesellschaftsmodells. Und keineswegs gilt der Staat mit den meisten Gesetzen, mit den dichtesten Regelungen als der gerechteste. Einer der Grundgedanken Jean-Jacques Rousseaus lautet: Der gerechte Staat kommt mit einigen wenigen Gesetzen aus. Denn seine Bürger wissen selbst, was zu tun und zu lassen ist. Und damit sind wir erneut und zum dritten Mal bei dem Thema „Autonomie“ angekommen.

Und selbstverständlich stellt sich hier sofort die Frage nach den Menschen, die in einer solchen Gesellschaft leben. ‚Idiotes‘ - das war in der griechischen ‚polis‘ derjenige, der sich nicht um das Gemeinwohl, sondern nur um das ‚idion‘, sein eigenes Fach, kümmerte. Fachliche Kompetenz ja: sie ist die Grundlage der Autonomie, zugleich aber historisch-kulturelles Bewusstsein, Selbstkritik, Selbstverantwortung und selbstverständlich Verantwortung für das gemeinsame Ganze - erst dies sind die Vorgaben, unter denen sich die Menschen in der Weltgesellschaft offen begegnen können. Und damit sind wir ebenfalls zum dritten Mal beim Thema „Bildung“ angekommen.

Ebenfalls in neuer Sicht und zum wiederholten Male sind die Grundforderungen gegeben: Die ‚universitas‘ muss autonom sein, um ihren Auftrag freien Lehrens und Lernens, freien Wissens und Forschens erfüllen zu können! Das bedeutet: Sie muss aus dem Dschungel einer sich selbst reproduzierenden Regelungs-

dichte entlassen werden. Die in ihr Lehrenden und Lernenden müssen sich zu ebenso selbstkritischen wie allgemein verantwortlichen Persönlichkeiten bilden. Denn unsere Zeit hat keine andere Orientierung übrig gelassen, die mit dem notwendigen Anspruch an Universalität auftreten könnte. Nur in autonomen Universitäten, nur von gebildeten Persönlichkeiten kann ein Beitrag erwartet werden, wenn es darum geht, künftig in ihrem jeweiligen Lebensraum die Gesellschaft mitzugestalten.

Und hier stehen wir alle vor eine riesige Aufgabe: Wie soll dies alles vermittelt werden? Welche Grundfertigkeiten, welche Grundfähigkeiten sind notwendig? „Materiale“ oder „formale“ Bildung - hilft diese Unterscheidung der Bildungsexperten weiter? Kann eine solche Bildung nur rational sein? Was wir nur rational lernen, berührt uns selten. Wo bleibt die emotionale Qualität? Ein Beispiel: Bibliotheken über die Verbrechen des Nationalsozialismus gerieten erst dann in den Blick der Öffentlichkeit, als die Menschen durch eine so triviale Fernsehserie wie „Holocaust“ gerührt wurden. Hier schließt sich wiederum der Kreis: Bildung, diesen Gedanken haben wir von Anfang an verfolgt, bedeutet konkret und im Alltag Wissen von der Natur, Wissen von der Gesellschaft, Bildung bedeutet aber auch Kunst, Literatur und Musik, Theater, Oper, Film etc etc. Und schließlich: Bildung wird auch leiblich erfahren: im sportlichen oder im künstlerischen Wettbewerb. Bildung in „Kanones“ fassen zu wollen, ist also von vornherein abwegig. Das ist eben jene Bildung, über die Heinrich Heine immer so herzhaft spotten konnte: „So ein bisschen Bildung ziert den ganzen Menschen“. Diese Bildung jedenfalls gehört in den Bereich der Unterhaltungsindustrie. Bildung heißt eigenes Denken, eigenes Tun über das eigene Fach hinaus - und zwar keineswegs nur wissenschaftlich-rational, sondern emotional und in leiblicher Arbeit. Und schließlich: Bildung heißt auch, Vorbilder haben, vielleicht sogar - ein hehrer Anspruch - Vorbild sein.

## 2.2 Was muss die ‚universitas‘ tun, um ihre Autonomie zu gewährleisten?

Damit stellt sich die konkrete Frage, was hier vor Ort zu tun ist. Was also muss die ‚universitas‘ der Lehrenden und Lernenden, die die Heinrich-Heine-Universität bilden, selbst tun, damit ihre Ansprüche nach innen und nach außen ernst genommen werden.

### Ein „Studium Universale“

Die Universitäten sehen sich hier vor eine besondere Situation gestellt: als Orte freien Forschens und Lehrens sind sie jene Stätten, in denen neues Wissen geschaffen wird. Dieses neue Wissen eröffnet neue Möglichkeiten, dieses neue Wissen wird zugleich aber als Gefahr wahrgenommen. Musterbeispiel ist die moderne Medizin: Künstliche Befruchtung, Hilfe bei Kinderlosigkeit also einerseits, andererseits die Prä-Implantations-Diagnostik und damit das Problem der genetischen Selektion; die apparativen Möglichkeiten der Hochleistungsmedizin und damit Hilfe in Lebensgefahr einerseits, andererseits die Probleme von der Patientenverfügung bis hin zur Euthanasie-Gesetzgebung. Die moderne Medizin greift in Zeugung und Geburt, in Siechtum und Sterben ein: Die elementaren Passage-Zonen des menschlichen

Lebens, sein Anfang und sein Ende, werden derzeit neu bestimmt. Das lässt keinen Menschen unberührt: für einen Wissenschaftler ist es ein seltener Glücksfall, in einer solch bewegten Zeit wie heute forschen zu dürfen; für die Menschen draußen kann es Hoffnung, kann es Bedrohung zugleich sein. Eine Universität ist deshalb verpflichtet, ihr Wissen und ihr Forschen nach innen über die Fakultäten hinweg und nach aussen in die örtliche und regionale Öffentlichkeit zu verdeutlichen.

Hier schließt sich erneut der Kreis: Bildung heißt, über den Tellerrand blicken und das draußen Geschaute im Eigenen verarbeiten – das ist der Anfang. Der Geisteswissenschaftler sollte also zumindest in Grundzügen wissen, welche physikalischen, welche biologischen Kräfte angeblich die Welt bewegen, der Natur- und Lebenswissenschaftler sollte zumindest in Grundzügen wissen, welche historischen, welche kulturellen Zusammenhänge seinen fachspezifischen Blick auf die Welt bedingen und was dies gegebenenfalls an Folgen für das Leben der Menschen zeitigt.

Hier liegt der Auftrag, an der Heinrich-Heine-Universität ein zeitgerechtes „Studium Universale“ aufzubauen. Dazu sind alle Fakultäten aufgerufen. Wie dies im einzelnen geschehen soll, wird zu klären sein. Eines steht jedoch fest: Dieses Studium Universale muss – etwa über ‚credit points‘ – in sämtliche Studiengänge integriert werden. Und ein weiteres sollte das Ziel sein: Dieses Studium Universale sollte über die Universität hinaus auch in das städtische und regionale Umfeld wirken. „Universität in der Stadt“ – das ist ein gutes Stichwort.

## Ein Humanwissenschaftlich-Medizinisches Forschungszentrum

Ein gutes Studium, eine gute Lehre sind nur auf der Grundlage guter Forschung möglich. Lehren ohne Forschen heißt, aus stehendem Wasser zu Trinken geben; Lernen ohne Forschen heißt, aus stehendem Wasser trinken. Gemeinsam lehren, lernen und forschen – das war das Prinzip, dem die deutschen Universitäten im 19. Jahrhundert ihre Blüte zu verdanken hatten. Sicher ist, dass aus einem etablierten „Denken über die Fachgrenzen hinweg“ stets neue Fragen entstehen, die zu erforschen Sinn macht. Dies gilt für alle Wissenschaften. Die wissenschaftliche Monokultur führt nicht zu neuen Konzepten, sondern zu Epigonen, die sich nur noch mit den Rätseln ihrer Vorfahren beschäftigen.

Hier ist auf einen fundamentalen Wandel auch in den Wissenschaften hinzuweisen. In den Naturwissenschaften sind an die Stelle der klassischen Bezugsdisziplinen Chemie und Physik zunächst die biologischen Wissenschaften im weiteren Sinne, dann die sog. „Life-Sciences“ getreten. Niemand hat diesen Wandel der Wissenschaften klarer und kürzer beschrieben als der Physiker, Molekularbiologe und Nobelpreisträger Max Delbrück; er sagte bereits 1949:<sup>6</sup>

„Die komplexe Gestalt jeder lebenden Zelle ist ein Ausdruck der Tatsache, dass jede von ihnen mehr ein historisches als ein physikalisches Ereignis ist. Solche komplexen Dinge entstehen nicht jeden Tag durch Spontanerzeugung aus nichtbelebter Materie – täten sie es, wären sie tatsächlich reproduzierbare, zeitlose Erscheinungen, vergleichbar mit der Kristallisierung einer Lösung, und fielen in das Gebiet der eigentlichen Physik. Nein, jede lebende Zelle führt mit sich die Erfahrung einer Milliarde

von Jahren des Experimentierens ihrer Vorfahren. Man kann nicht erwarten, einen so schlaunen ‚alten Fuchs‘ in einigen wenigen Worten zu erklären“.

Die Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften erweist sich damit als ein Produkt des 19. Jahrhunderts. In dem Maße, in dem seit dem Ausgang des 20. Jahrhunderts die ‚Life-Sciences‘ zur wissenschaftlichen Leitdisziplin werden, verliert diese Unterscheidung an Gültigkeit. Gleichzeitig sind die Lebenswissenschaften – trotz mannigfacher Versuche, menschliches Handeln biologisch zu erklären – nicht in der Lage, eine hinreichende und weithin akzeptierte Zusammenschau der aktuellen wissenschaftlichen und technischen Aneignung der Welt zu liefern.

Auch hierzu nur ein Beispiel: das in der Öffentlichkeit viel beschworene Klonen. 27.462 Gene soll der Mensch haben – so wurde kürzlich in einer Preisfrage festgestellt. Das Leben des Menschen bestimmen annähernd 400.000 Proteine – und damit mehr als das Zehnfache dessen, was in den biologischen Datenspeichern des Genoms abgelegt sein kann. Nicht nur das Meiste, sondern auch das eigentlich Interessante spielt sich also jenseits des Genoms ab. So wissen wir beispielsweise seit kurzer Zeit aus der biologischen Psychiatrieforschung, dass von frühester Kindheit an nach und nach die Grundzüge der Wahrnehmung und ihre emotionale Deutung in biologischen Schaltern im Gehirn abgelegt werden. Dies bedeutet: das zufällige, das historische, das einmalige Leben jedes einzelnen Menschen wird nach seiner Geburt allmählich und in kleinen Schritten in seiner individuellen biologischen Biographie festgelegt. Aus einer vollständigen DNA-Sequenz eines Albert Einstein, einer Marilyn Monroe oder eines beliebigen Zeitgenossen, der sich unbedingt selbst neu schaffen möchte, würde also niemals ein weiteres identisches Individuum werden – auch wenn die genetische Identität und eine gewisse äußere Ähnlichkeiten gegeben sind. Allgemein gesagt: Eine kausale programmatische und hierarchische Beziehung zwischen Genom und Organismus besteht nur bedingt, der Phänotyp ist nur begrenzt genetisch definiert. Vielmehr sind Gene, Individuum und Umgebung als gleichwertige Faktoren zu begreifen. An dieser Stelle hat das Zusammenspiel der biologischen Wissenschaften, der Sozialwissenschaften und der Geisteswissenschaften einzusetzen.

Es gibt bereits gute Beispiele für derartige genuine, aus Fragestellung und Gegenstand erwachsende Kooperationen über sämtliche klassische Disziplinen hinweg. Ein solches Feld sind die Neurowissenschaften – dies gilt weltweit, dies gilt auch am hiesigen Standort. Damit werden die Humanwissenschaften im weiteren Sinne zu unabdingbaren Mitteln eines umfassenden Zugriffs auf die wissenschaftlich-technischen, sozialen und individuellen Wirkungszusammenhänge, die uns erklärungsbedürftig erscheinen. Wissenschaftshistorisch ausgedrückt: ‚Sciences‘, die Natur- und Lebenswissenschaften also, erklären sich nur auf dem Hintergrund eines jeweils in seiner Zeit gegebenen Inventars an Deutungen und Begriffen, die ihrerseits in den Bereich der Humanwissenschaften fallen. Und daraus folgt: ‚Science‘ ist ohne ‚humanities‘ nicht zu haben.

Es ist deshalb unbedingt geboten, nach den eigenen natur- und lebenswissenschaftlichen Forschungsschwerpunkten aus-

gewählte, öffentlich bedeutsame Fragestellungen in gemeinsamer humanwissenschaftlicher Forschung aufzugreifen. An der Heinrich-Heine-Universität gibt es mit dem Biologisch-Medizinischen Forschungszentrum bereits ein weithin gerühmtes Beispiel interfakultärer Kooperation. Das BMFZ greift im Zusammenwirken von Naturwissenschaftlicher und Medizinischer Fakultät ausgewählte Fragen mit genau bestimmten Methoden auf, ohne die fachliche Eigenständigkeit der beteiligten Disziplinen in Frage zu stellen. Etwas Vergleichbares ist auch in der Zusammenarbeit zwischen der Medizinischen, der Philosophischen, der Wirtschaftswissenschaftlichen und der Juristischen Fakultät denkbar. Hier wäre also an ein weiteres Forschungszentrum – etwa ein Humanwissenschaftlich-Medizinisches Forschungszentrum – zu denken. Gleichzeitig könnte dies ein weiterer Markstein der interfakultären Kooperation in Düsseldorf werden.

Damit ist zugleich eine Düsseldorfer Besonderheit genannt: die traditionell enge Kooperation zwischen den verschiedenen Fakultäten der Heinrich-Heine-Universität. Neben dem BMFZ wären viele andere Beispiele für den inneren Zusammenhalt der Universität zu nennen. Eines ist sicher: sowohl Spezifikum des Standortes als auch als Forderung der Zeit – siehe das Ziel Bildung – ist diese Kooperation unbedingt weiter auszubauen.

## 2.3 Die Agenda und das neue Rektorat

Wie unsere Werte, wie unsere Ziele in die Tat umgesetzt werden sollen, was es gar im Alltag zu bewältigen gilt, davon war bislang überhaupt noch nicht die Rede.

Die wesentlichen Elemente unseres Leitbildes sind vielfach genannt: Autonomie im Dienste der Wahrheit und Bildung für Lehrende und Lernende. Dies sind die wesentlichen Vorgaben für unsere unmittelbaren Ziele: gute Lehre, gute Wissenschaft, gute Forschung – ausgerichtet am internationalen Niveau. Diese Werte und Ziele sind in ein Selbstbild zu gießen, das als „Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf“ auch im Außenbild zu einem unverwechselbaren Markenzeichen wird. Vieles ist hier bereits geleistet worden: interne Kooperation, örtliche Einbindung, wissenschaftliche Profile, Lehrprofile, erfolgreiche Ausgründungen, professionelle Weiterbildung, ein Klinikum der Supramaximalversorgung.

Was ist weiterhin zu tun? Zunächst sind die strukturellen Grundlagen zu schaffen:

- Hier ist zunächst die Frage der Finanzen und anderer Ressourcen zu klären: Ziel ist es, Spielraum für zentrale Aufgaben zu gewinnen.
- Zugleich sind Forschung, Lehre und Internationalisierung zu planen. Ziel ist, durch eine ebenso klare wie selbstkritische Analyse der eigenen Stärken und Schwächen einen Strauß von Optionen für die nähere und fernere Zukunft zu erarbeiten. Denn Autonomie setzt voraus, den Forderungen von anderer Seite stets einen Schritt voraus zu sein: aktive Standortpolitik das ist die Aufgabe.

Diese Ziele, diese strukturellen Grundlagen werden umgesetzt durch

- eine entsprechende Organisation und - ebenso bedeutsam -
- durch Kommunikation

- nach innen, in Sonderheit in enger Kooperation mit den Fakultäten und ihren Dekanen;
- nach außen in der Stadt, in der Region und in der Gesellschaft.

Und auch dies ist uns allen deutlich: Autonomie einzufordern, heißt eigenständiges Handeln im offenen Raum. Das heißt nicht nur Selbstbewusstsein, Mühe und Arbeit, dies schließt durchaus auch die Möglichkeit ein, zu verlieren, ja sogar zu scheitern: autonom sein ist schön, aber anstrengend – und für manche anscheinend zu gefährlich.

## Die Professoren

Was werden wir nun als Professoren dazu tun, die Forderung nach Autonomie zu rechtfertigen?

Mit jedem Blick auf das übliche Berufsleben ist uns Professoren gewiss, dass wir nach wie vor eine außerordentlich privilegierte Stellung in der Gesellschaft einnehmen: Freiheit für die Forschung, Freiheit für die Lehre als grundgesetzlich garantierte Arbeitsbereiche, dazu ein arbeitsrechtlicher Sonderstatus. Allerdings: In einer offenen Gesellschaft sind Privilegien stets neu zu erwerben – und zwar durch Leistung und Verantwortung. Dies bedeutet unter den gegebenen Bedingungen, dass Lehre, Wissenschaft und Forschung samt der Teilnahme an der akademischen Selbstverwaltung nach innen wie nach außen ständig auf dem Prüfstand sind. Dies hat nach angemessenen und damit nach universitären Kriterien zu geschehen. Dies hat überdies nach Kriterien zu geschehen, die dem jeweiligen Fach gerecht werden. Eines ist jedoch sicher: Evaluation, Budgetierung, Akkreditierung, Benchmarking – alles dies sind keine Tabus, sondern Instrumente, um die Leistungsfähigkeit einer Universität nach innen wie nach aussen zu dokumentieren. Hier darf, hier wird es keine Berührungängste geben. Einen guten Professor stört dergleichen nicht.

Eines ist aber ebenso deutlich zu sagen: die Universitäten sind der Ort freien Forschens und Lehrens – auch die Arbeit jenseits evaluativer Kriterien muss möglich sein, wenn denn das Werk sichtbar wird – sei es ein ‚opus permagnum‘, sei es die intensive Sorge um den akademischen Nachwuchs, sei es eine andere bedeutende Aufgabe im Dienste der universitären Gemeinschaft.

## Die Studierenden

Was dürfen wir schließlich von den Studierenden erwarten, die in einer solchen „Universität in Bewegung“ – so sei es einmal genannt – lernen?

Studieren zu dürfen, ist ein Privileg. In unserer Gesellschaft wird Studierenden eine kostbare Leistung kostenlos angeboten. Auch von Studierenden ist zu erwarten, dass sie sich der permanenten Evaluation ihres Lernerfolges stellen – einen guten Studierenden stört das nicht. Und denjenigen, die es schwer haben, wird die begleitende Studienberatung nützen. Auch von Studierenden ist zu erwarten, dass sie sich über den engeren Bereich ihres Studienfaches hinaus interessieren. Ein Student profitiert von einem guten Professor. Ebenso profitiert der gute Professor, eben derjenige, der nicht immer schon alles weiß, von den Fragen seiner Studierenden. Genau dies, die gemeinsame kritische Reflexion des eigenen Tuns im Lichte anderen Denkens, dies ist ein wesentlicher Aspekt dessen, was eine ‚universitas‘



der Lehrenden und Lernenden bedeutet. Ebenso sollten sich die Studierenden in der akademischen Selbstverwaltung engagieren: kritisch und auf den Punkt gebracht – damit beginnt der gemeinsame Weg! Dies haben wir jedenfalls in der Medizinischen Fakultät an vielen Gelegenheiten erfahren. Eines ist uns allen klar: diejenigen, die sich hier während ihres Studiums engagieren, sind diejenigen, die später in der Gesellschaft allgemeine Aufgaben übernehmen werden.

Und eines ist hier deutlich zu sagen: Wenn wir unserem Auftrag – Autonomie und Bildung – gerecht werden wollen, muss es für Studierende Nischen geben: Wer sich einem Spezialaspekt seines Faches widmen möchte, wer verschiedene Fächer, ggf. auch verschiedener Fakultäten kombinieren möchte, wer seinen Erfahrungshorizont im akademischen Leben verbreitern möchte, etwa durch einen Auslandsaufenthalt – dem ist dafür Raum zu gewähren, ggf. unterstützt durch entsprechende Stipendien. Und auch hier gilt der Grundsatz: die Leistung für die ‚universitas‘, ob jetzt oder in Zukunft, soll erkennbar sein.

## 2.4 Was dürfen wir von anderen erwarten?

Angenommen, wir würden unsere Pläne und Aufgaben – ob weit hin reichend oder dem Alltag verpflichtet – ernsthaft verfolgen, was müssten wir dann von unserem Gegenüber, was müssten wir von Verwaltung und Politik erwarten dürfen. Dies lässt sich in wenigen Begriffen ausdrücken:

Handlungsmöglichkeiten, um Autonomie gestalten zu können, Handlungssicherheit als Mittel, Optionen in einen zeitlich gestaffelten und Schritt für Schritt überprüfbaren Plan umsetzen zu können.

Unbedingte Voraussetzung ist, dass Wissenschaft und Forschung als diejenigen kulturspezifischen Produktivitätsfaktoren erkannt und behandelt werden, zu denen sie geworden sind: Bildung ist das Bergwerk der Zukunft, Bildung ist das Stahlwerk der Zukunft! Bildung ist das „Mega-Thema“, Bildung bleibt das „Mega-Thema“ auf lange Sicht! Als Universität erwarten wir eine klare, auf die Qualität von Lehre, Wissenschaft und Forschung gerichtete Bildungspolitik. Angesichts der Erfahrungen der letzten Jahre ist der Weg auch hier die Konkurrenz der Hochschulen auf der Grundlage autonomer Entwicklung – dies in einem strengen Wettbewerb um die besten Absolventen und die besten Wissenschaftler.

Die deutschen Hochschulen können mit etwas aufwarten, was für kaum einen anderen öffentlichen Bereich gilt. Die Stagnation der späten 1990er Jahre ist überwunden. Interne und externe Leistungsvergleiche haben nicht nur zur Transparenz, sondern zu einer völlig neuen Haltung geführt: die deutschen Universitäten haben die „deutsche Krankheit“ überwunden, die deutschen Universitäten haben sich auf den Weg in die neue Zeit gemacht. Und das heißt: Diejenigen Universitäten, diejenigen Fakultäten, die sich dem regionalen, die sich dem nationalen, die sich gar dem internationalen Wettbewerb stellen, müssen gezielt gefördert werden. Einfacher gesagt: wer sich bewegt, wer die Zeichen der Zeit verstanden hat, wer bereit ist, eben jenes „strukturelle Defizit“ abzubauen, wer dies gar schon getan hat, der darf nicht gehindert werden, seinen Weg zu gehen.

## 3. Die Idee der Universität in unserer Zeit – zusammenfassende Thesen

Sie alle kennen das Wort „Man kann über alles reden – nur nicht über zwanzig Minuten.“ Dieses Wort wird üblicherweise Kurt Tucholsky zugeschrieben. In seinen „Ratschlägen für den guten Redner“ lesen wir allerdings: „Sprich nie länger als vierzig Minuten“.<sup>7</sup>

Der Klarheit halber möchte ich abschließend die Grundgedanken dieser Vorlesung in aller Kürze zusammenfassen.

- Autonomie ist unser Ziel – nicht als Selbstzweck, sondern
- als unbedingte, seit alters her überlieferte Voraussetzung des freien Forschens, Wissens, Lernens und Lehrens im Dienste der Wahrheit;
- als unbedingte, in historischer Analyse begründete Voraussetzung, im Zusammenbruch einer überregulierten spät-industriellen Gesellschaft genügend Handlungsfreiheit zu gewinnen;
- als unbedingte, in kultureller Analyse begründete Voraussetzung, den Anforderungen einer offenen Weltgesellschaft gerecht werden zu können.

## Bildung ist unser Ziel – nicht als Selbstzweck, sondern

- als unbedingte, mit Beginn der bürgerlichen Gesellschaft überlieferte Voraussetzung, dass nur in den Wissenschaften, in den Künsten, in den Fragen letzter Bindungen sowohl rational als auch emotional und leiblich gebildete Menschen die moderne Gesellschaft im Dienste aller mit gestalten können;
- als unbedingte, in historischer Analyse begründete Voraussetzung, weil nur ebenso selbstkritische wie verantwortliche Persönlichkeiten eine im raschen Wandel begriffene Weltgesellschaft mitgestalten können;
- als unbedingte, in kultureller Analyse begründete Voraussetzung, den aktuellen Anforderungen an eine autonome ‚universitas‘ gerecht werden zu können.

Autonomie und Bildung sind die elementare Mittel für unsere wesentlichen Ziele: gute Lehre, gute Wissenschaft, gute Forschung – ausgerichtet am internationalen Niveau. Diese Werte und Ziele sollen unser Handeln nach innen und unser Bild nach aussen bestimmen, dies ist unsere „Idee der Universität“.

Und Heinrich Heine? Mahnend sagt er uns:

„Ebenso wie Individuen gehen auch Institute ihrem Verderben entgegen, wenn sie von dem Prinzip abtrünnig werden, dem sie ihre Entstehung und Blüte verdanken“.

Gemeinsames Lehren, Lernen und Forschen – da also müssen wir wieder hin.

Und weiter sagt Heinrich Heine:

„Gefährliche Deutsche! Sie ziehen plötzlich ein Gedicht aus der Tasche oder beginnen ein Gespräch über Philosophie.“

Da wollen wir wieder hin!

Wir wandeln auf den Spuren Heinrich Heines. Das ist Freude und Ansporn zugleich.

## Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Bernd A. RUSINEK, Magnifizienz hatte Sorgen. Das „Hoch“ der Hochschule, die „universitas“ der Universität, der „Geist“ der Geisteswissenschaften waren Themen der Rektoratsreden im neunzehnten Jahrhundert, in: FAZ. Feuilleton, 30. Nov. 2002, 39; als ausführliche Version vgl.: Magnifizienz in Sorgen. Das „Hoch“ der Hochschule, die „universitas“ der Universität, der „Geist“ der Geisteswissenschaften. Rektoratsreden des 19. Jahrhunderts als ferner Spiegel, in: <http://hsozkult.gesichte.huberlin.de/forum/id=296&type=diskussionen>.
- <sup>2</sup> Heinrich HEINE, Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, in: Heinrich Heine. Sämtliche Schriften in zwölf Bänden, hrsg. von Klaus BRIEGLEB (= Ullstein Werkausgaben), Bd. 5: Schriften 1831-1837, München 1976 (für Ullstein-Werkausgabe: 1981), 505-641, ebd. 541-543 (passim)
- <sup>3</sup> Vgl. hierzu Ludwig SIEP, Hegel und Europa. Vortrag auf der Jahresfeier der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften. Mittwoch, 7. Mai 2003, (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften) Düsseldorf 2003. Ich danke Ludwig SIEP, dass er mir das Manuskript seines Vortrages überlassen hat.
- <sup>4</sup> Christoph SACHSSE, Der Wohlfahrtsstaat in historischer und vergleichender Perspektive, in: Geschichte und Gesellschaft 16, 1990, 479-490, 481
- <sup>5</sup> Rheinische Post Politische Umschau, 18. Okt. 2003, Nr. 242
- <sup>6</sup> Max DELBRÜCK, A physicist looks at biology, in: J. CAIRNS u. a. (Hrsg.), Phage and the Origins of Molecular Biology, Cold Spring Harbour 1966 (exp. Edition 1992), 9-22, 10f. (ursprünglich: Transactions of The Connecticut Academy of Arts and Sciences 38, 1949, 173-190); Übersetzung nach Evelyn FOX-KELLER, Das Jahrhundert des Gens, Frankfurt a.M. 2001, 133
- <sup>7</sup> Kurt TUCHOLSKY, Ratschläge für einen schlechten Redner, in: ders., Zwischen gestern und morgen, (ro) Reinbek 1952 und öfter (Orig.: 1930), 119-121, ebd. 121

## Über den Autor

Alfons Labisch wurde am 20. Oktober 1946 in Jever / Ostfriesland geboren. Seine Kindheit und Jugend verbrachte er im Rhein-Maasland. Im Frühjahr 1966 legte er am humanistischen Kaiser-Karls-Gymnasium in Aachen das Abitur ab. Nach dem Wehrdienst studierte Alfons Labisch ab dem Sommersemester 1968 Geschichte, Sozialwissenschaften, Philosophie, Latein und Medizin an der RWTH Aachen und an der Universität Köln. Nach der Staatsprüfung in Philosophie wurde er im Fach Alte Geschichte und Latein zum Doktor der Philosophie promoviert. Das Studium der Soziologie schloss er mit dem Magister Artium, das Medizinstudium mit der Approbation und der Promotion ab. Habilitiert hat sich Alfons Labisch für Neuere und Neueste Geschichte.

Im Oktober 1979 nahm Alfons Labisch seine Tätigkeit als Universitätsprofessor für Gesundheitspolitik / Medizinsoziologie am Fachbereich 4 Sozialwesen der Universität / Gesamthochschule Kassel auf. Bis Juni 1991 war er außerdem in Nebentätigkeit als Arzt in der allgemeinmedizinischen Praxis und im öffentlichen Gesundheitswesen tätig. Im Juni 1991 begann Alfons Labisch seine Lehrtätigkeit als Direktor des Instituts für Geschichte der Medizin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Seine Hauptarbeitsgebiete in Düsseldorf sind die Sozialgeschichte der Medizin einschließlich deren Theorien, Konzepte und Methoden, die Geschichte des Wechselverhältnisses von Gesundheit, Medizin und Gesellschaft (einschließlich der strukturellen Bedingungen und der Ethik medizinischen Wissens und ärztlichen Handelns) und die Sozialgeschichte des öffentlichen Gesundheits- sowie des Hospital- und Krankenhauswesens.

Im Oktober 1993 wurde Alfons Labisch zum Zweitmitglied der Philosophischen Fakultät der HHU D gewählt. Seit 1997 ist er ordentliches Mitglied der „Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste“. Im Jahr 1997 war er Präsident der Society for the Social History of Medicine in London. Im Mai 1999 erhielt er die Johann-Peter-Frank-Medaille für besondere Verdienste um das öffentliche Gesundheitswesen. Von 1997 bis 2000 war er Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Geschichte der Medizin, Naturwissenschaft und Technik e.V.

Von 1998 bis 2002 diente Alfons Labisch als Prodekan, von 2002 bis 2003 als Dekan der Medizinischen Fakultät der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Im Juni 2003 wurde er vom Senat zum Rektor der Heinrich-Heine-Universität gewählt. Dieses Amt trat Alfons Labisch am 1. Okt. 2003 an.

### Korrespondenzadresse

**Alfons Labisch**  
**Univ.-Prof. Dr. med. Dr.phil. M.A.(Soz.)**  
**Rektor der Heinrich - Heine -**  
**Universität Düsseldorf**  
**Tel. +49 - (0)211 - 81 10000 /**  
**Fax: +49 - (0)211 - 81 15193**  
**Mail: [rektor@uni-duesseldorf.de](mailto:rektor@uni-duesseldorf.de)**  
**WWW: <http://www.uni-duesseldorf.de>**  
**Universitätsstr. 1;**  
**D - 40225 Düsseldorf**

# Euregio Studienprogramm „ESPRO“

Hier werden Studenten fit für den europäischen Arbeitsmarkt gemacht

**P**rofessor Dr. Hein Hoebink (Jean-Monnet Lehrstuhl, Historisches Seminar) ist Initiator eines in Europa bisher einzigartigen Projekts zur Qualifizierung examinierter Studenten für Aufgaben im Ausland. Fünf Universitäten aus Deutschland, den Niederlanden und Belgien sind an dem nun vom Lenkungsausschuss der Euroregion Rhein-Waal bewilligten Projekt beteiligt; im Rahmen eines vierwöchigen Sommerkurses „Europa“ sollen grenzüberschreitende Kompetenzen vermittelt werden. Projektträger ist die Universität Duisburg-Essen, Sprecher und Leiter ist Prof. Hoebink von der Heinrich-Heine-Universität.

In dem Sommerkurs sollen die Studierenden die Voraussetzungen für ein Leben und Arbeiten in der Europäischen

Großregion Euro-Rhein-Ruhr näher kennen lernen. Auf dem Stundenplan stehen Themen aus den Bereichen Wirtschaft, Recht, Kommunikation und Kultur. Außerdem haben die Teilnehmer die Möglichkeit, ihre Kenntnisse in der jeweils anderen Sprache zu erweitern. Neben der sachlichen Information wird auch auf die praktische Erfahrung großer Wert gelegt: Nach dem Sommerkurs müssen die Studierenden ein mindestens vierwöchiges Praktikum leisten. Geplant sind zunächst je ein Sommerkurs im August 2004 und 2005, die vorgesehene Teilnehmerzahl ist jeweils 20.

Das Projekt wurde gemeinschaftlich von den Universitäten Düsseldorf, Duisburg, Aachen, Nijmegen, Gent und Maastricht auf den Weg gebracht. Beteiligt ist

auch die Vereinigung der nordrhein-westfälischen Industrie- und Handelskammern, die Nederlands-Duitse Kamer van Koophandel sowie öffentliche Stellen.

Ziel des Sommerkurses ist es nicht zuletzt auch, einen von den beteiligten Universitäten gemeinsam veranstalteten Masterstudiengang „Europa“ voranzubringen. Die Erfahrungen des Sommerkurses sollen deshalb geprüft werden und die Ergebnisse in dessen Entwicklung einfließen.

J. S./V. M.

#### Für weitere Informationen:

**Prof. Dr. Hein Hoebink,**  
**Tel. 0211-8112073**



THE BUSINESS LAB

[www.lsc-dus.de](http://www.lsc-dus.de)

LIFE SCIENCE CENTER

DÜSSELDORF



**DER IDEALE STANDORT FÜR IHRE ZUKUNFTPLÄNE IN UNIVERSITÄTSNÄHE!**  
Attraktive Büro- und Laborflächen im S2-Standard in Düsseldorf am Merowingerplatz

#### SCHWERPUNKTE

- Bio-/Gentechnologie • Medizintechnik
- Bioinformatik • Biopharmazie
- Nano-/Mikrotechnologien
- Optische Technologien • Neue Materialien

#### NUTZER

- Gründer • etablierte Firmen
- Forschergruppen • F&E-Institutionen
- Kapitalgeber • Steuerberater
- Branchenverbände

**Nehmen Sie Kontakt zu uns auf:** Life Science Center Düsseldorf · Dr. Thomas Heck · Merowingerplatz 1a  
40225 Düsseldorf · Tel.: +49(0)211-60224610 · mail:heck@lsc-dus.de

# In Düsseldorf entstehen „Landkarten des Geistes“

Hirnforscher analysieren Organisation der menschlichen Hirnrinde

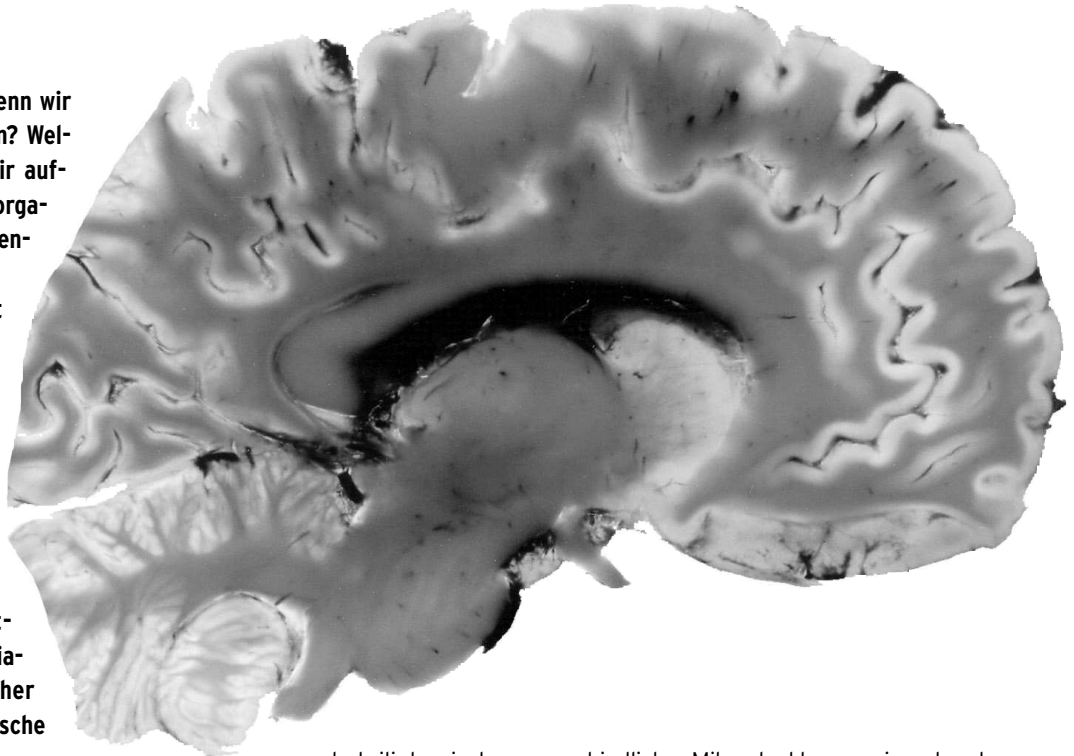
VON JULIA KNOLL

**Was geht wo im Gehirn vor sich, wenn wir uns an traurige Ereignisse erinnern? Welche Prozess laufen wo ab, wenn wir aufmerksam sind? Wie ist das Gehirn organisiert - und vor allem, bei allen Menschen gleich?**

**Fragen, die Prof. Dr. Karl Zilles seit seinem Studium brennend interessieren. In dreißigjähriger Arbeit sind wichtige Abschnitte des weltweit ersten 3D-Atlasystems der menschlichen Hirnrinde entstanden, in dessen computergespeicherten Karten mikroskopisch-anatomische, molekulare und funktionale Daten diese Fragen beantworten können. Aber auch für die Diagnostik und Therapie neurologischer Erkrankungen kann dieser elektronische Atlas genutzt werden.**

**D**ie Frage „Wo sitzt denn die Liebe?“ bekam Prof. Dr. Karl Zilles, Leiter des Cécile und Oskar Vogt-Hirnforschungsinstituts der Heinrich-Heine-Universität, in letzter Zeit oft von Journalisten gestellt. Und jedes Mal muss er die Interessierten enttäuschen. „Das Gehirn arbeitet nicht in isolierten Zentren, sondern in Netzwerken“, erklärt er dann die Arbeit des komplexen Organs. „Es gibt daher kein jeweils abgegrenztes Zentrum für diese oder jene kognitive oder emotionale Leistung.“

In den Hirnkarten werden die Knoten dieser Netzwerke beschrieben, die unter anderem dazu beitragen, dass wir etwas wie „Liebe“ empfinden. Bei diesen so genannten Knoten handelt es sich um anatomisch, molekular und funktional klar abgegrenzte Hirnregionen. Die Interaktion mehrerer dieser Areale führt dazu, dass wir Emotionen verspüren, Intelligenzleistungen vollbringen - eben all die vielfältigen geistigen Funktionen ausführen können. Es arbeiten immer mehrere Areale zusammen, wobei ein Bereich an verschiedenen Funktionen



beteiligt sein kann. 50 verschiedene wurden bereits durch das Zilles-Team kartiert, mehrere hundert sollen in nächster Zeit hinzukommen.

Schon seit mehr als 30 Jahren arbeitet der international anerkannte Hirnforscher gemeinsam mit Dr. Axel Schleicher im Düsseldorfer Hirnforschungsinstitut an der Entwicklung der angemessenen Methodik. Zahlreiche weitere Ärzte, Biologen und Physiker haben das Team in Düsseldorf und im Forschungszentrum Jülich im Laufe der Jahre verstärkt.

In einem äußerst komplexen Verfahren werden u. a. ganze menschliche Gehirne von verstorbenen Körperspendern nach einer Untersuchung mit der Magnet-Resonanz-Tomographie in Tausende von 20µm dünnen Scheiben geschnitten, gefärbt, in den Messcomputer eingescannt und 3-dimensional rekonstruiert. Dieser kann mit Hilfe einer eigens hierfür entwickelten Software die Dichte der Nervenzellen bei mikroskopischer Vergrößerung ermitteln und anhand der so erstellten Zelldichteprofile verschiedene Areale mit unter-

schiedlicher Mikrostruktur voneinander abgrenzen. „Es war das erste Mal, dass objektive Verfahren zur Identifikation von Hirnrindenarealen zur Verfügung standen“, kommentiert Zilles. „Aber mich störte daran, dass es sich hierbei ‚nur‘ um anatomische Daten ohne Funktion handelte.“

Also beschäftigten sich die Wissenschaftler im nächsten Schritt mit den molekularen Eigenschaften der Informationsverarbeitung. Sie beruhen auf verschiedenen Botenstoffen und den entsprechenden Rezeptoren; deren Verteilung wird durch eine radioaktive Methode auf Filmen sichtbar gemacht. Anfang der 90er Jahre stand dann fest, dass die anatomischen und molekularen Karten übereinstimmen. Dennoch war Zilles immer noch nicht ganz zufrieden. „Wir wussten trotzdem nicht, welche Region wann aktiv sein muss“, erklärt er. Es fehlten funktionale Daten. Diese werden jetzt mit sogenannten bildgebenden Verfahren in dem ebenfalls von Zilles geleiteten Institut für Medizin im Forschungszentrum Jülich erhoben. Dazu registriert man die Gehirnaktivität von Versuchspersonen, die verschiedene Aufgaben lösen,



wie z. B. rechnen, lesen oder sich an ein freudiges oder trauriges Ereignis erinnern. So erhält man abhängig von der Funktion unterschiedliche Aktivationsmuster in der Hirnrinde.

Für die Forscher stellte sich anschließend die Frage, ob die errechneten anatomischen, molekularen und funktionalen Grenzen bei allen Menschen gleich verlaufen, da beachtliche individuelle Unterschiede bezüglich Form und Größe (zwischen 1000g und 1800g) des menschlichen Gehirns bestehen. Um diese Unklarheit zu beseitigen, speicherten die Forscher die untersuchten Organe als 3D-Datensätze im Rechner und deformierten diese virtuellen Gehirne durch komplexe mathematische Verfahren solange, bis die Anatomie aller individuellen Gehirne der eines Referenzgehirns entsprach. Zilles veranschaulicht dieses Verfahren anhand eines Vergleichs mit der Erstellung von Fahndungsfotos: Das Ausgangsfoto wird immer mehr dem tatsächlichen Aussehen des Täters angeglichen.

### Schimpansegehirn

Je mehr Änderungen vorgenommen werden müssen, desto unterschiedlicher sind sie. Auf die untersuchten Gehirne bezogen bedeutet dies: Je stärker ein bestimmter Bereich bis zur Übereinstimmung deformiert werden musste, desto weniger überlappen sich die Regionen. „Wir haben uns den Spaß gemacht, ein Schimpansegehirn dem menschlichen Gehirn anzupassen“, erzählt Zilles schmunzelnd. Resultat: Besonders stark musste das Affengehirn in Regionen deformiert werden, die für die

Funktion „Aufmerksamkeit“ und „Sozialverhalten“ zuständig sind.

Aber eigentlich hat Zilles neue Ziele im Sinn. Mit dem oben beschriebenen Verfahren lassen sich nicht nur die Areale kartieren. „Wir sind auch an der Erstellung einer ‚Probability Map‘ der Grenzen interessiert“, erklärt der Düsseldorfer Neurowissenschaftler. Durch die Projektion der Daten verschiedener Gehirne in einen einheitlichen Raum werden individuelle Unterschiede sichtbar. So kann ermittelt werden, mit welcher Wahrscheinlichkeit eine bestimmte Funktion an einer bestimmten Stelle lokalisiert ist. Beispielsweise ziehen chirurgische Eingriffe zur Therapie einer Epilepsie oder zur Tumorentfernung die Entnahme von Gehirngewebe nach sich. Mit dem elektronischen Atlas wird es möglich sein, Betroffenen genauer vorherzusagen, welche Funktionen, wie zum Beispiel Sprache oder Motorik, mit welcher Wahrscheinlichkeit



durch die Operation beeinträchtigt werden. Des Weiteren profitieren sowohl die Diagnostik als auch die Grundlagenforschung von dem neuen Atlassystem.

So entdeckten die Forscher eine Region, die auf jede Art von Bewegungen anspricht, unabhängig davon, ob sie akustisch, taktil oder visuell ausgelöst werden. Aber auch bildgebende Untersuchungen, wie welche Prozesse im Gehirn bei psychisch kranken Patienten anders ablaufen als bei Gesunden, können mit dem Atlas unter neuen Perspektiven erörtert werden.

Zilles Arbeit, die seit neuestem auch vom National Institute of Mental Health der USA im Rahmen des Human Brain Projects finanziell unterstützt wird, ist bahnbrechend. „Die bisherigen Vorstellungen zur strukturellen Organisation der Hirnrinde des Menschen sind unzureichend“, meint Zilles. Viele Knoten des Netzes scheinen beim Menschen bisher nicht entdeckt worden zu sein.

Wie viel Zeit die vollständige Kartierung noch in Anspruch nehmen wird, ist nach Zilles Meinung nicht abzuschätzen. „Im Moment geht es zunehmend schneller voran. Ich weiß aber nicht, welche Schwierigkeiten uns noch erwarten werden.“

Das Wissenschaftsmagazin „Nature“ honorierte schon jetzt seine Arbeit und – was höchst selten ist – portraitierte den Neurowissenschaftler in der Juli-Ausgabe diesen Jahres.

**Für weitere Informationen:**  
Tel. 0211-81-12777 oder  
zilles@hirn.uni-duesseldorf.de

## Hautklinik: Am Abend nach Hause

Die Hautklinik der Heinrich-Heine-Universität bietet Patienten mit ambulant behandelbaren Krankheiten jetzt die Möglichkeit, sich in der neuen Tagesklinik betreuen zu lassen.

Eine Station der Klinik (Direktor: Prof. Dr. Dr. h.c. Thomas Ruzicka) wurde zugunsten des neuen Konzepts komplett aufgelöst, so dass die neue Einrichtung nun 10 Betten zur Verfügung hat.

„Bei Haut-Erkrankungen wie zum Beispiel Schuppenflechte oder Neuroder-

mitis ist es einfach nicht notwendig, die Patienten Tag und Nacht im Krankenhaus zu behalten. Tagsüber erhalten sie bei uns die optimale dermatologische Betreuung und abends kehren sie in ihre gewohnte familiäre Umgebung sowie das eigene Bett zurück“, so Oberarzt Dr. Klaus-Werner Schulte.

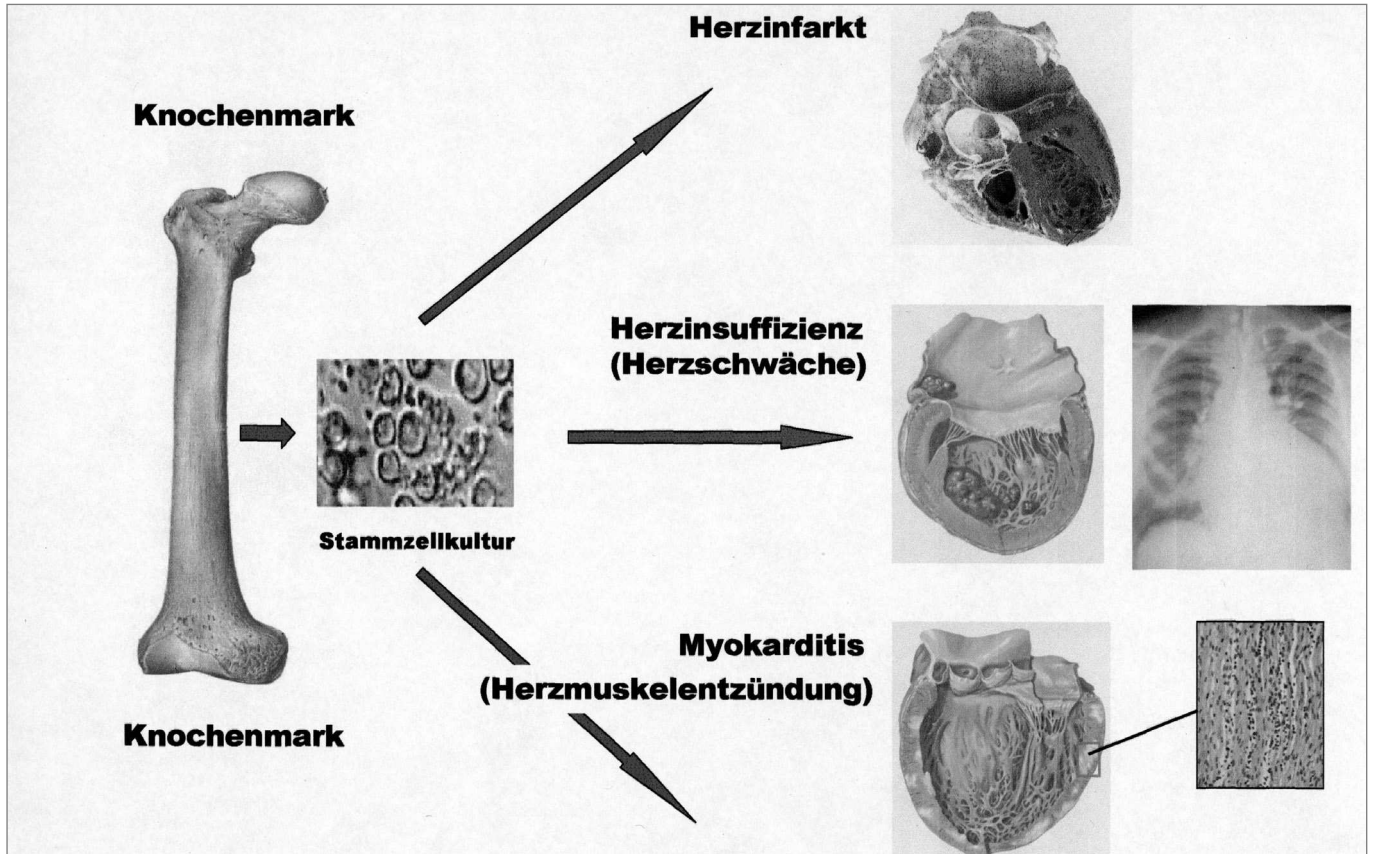
Die Universitäts-Hautklinik setzt auf Patientenfreundlichkeit. Und das mit Erfolg: Seit der Eröffnung der Tagesklinik liegt die Auslastung bei 100 Prozent.

Ganz nebenbei spart die Hautklinik mit diesem Konzept ordentlich Kosten ein. Da die Patienten nur werktags von 8.00 bis maximal 17.00 Uhr versorgt werden müssen, fallen Nacht-, Wochenend- und Feiertagsdienste weg. Außerdem brauchen die Krankenkassen keine Übernachtungen zu zahlen.

Schulte bringt die Sache auf den Punkt: „Eine Tagesklinik ist ganz einfach die zeitgemäße Form der Patientenbehandlung.“ Julia Knoll

# Hoffnung bei Herzinfarkt dank Stammzelltherapie

Bereits 34 Patienten wurden in Düsseldorf erfolgreich behandelt



VON JULIA KNOLL

**Die von dem Düsseldorfer Forschungsteam um Prof. Dr. Bodo-Eckhard Strauer entwickelte Stammzelltherapie bei Herzinfarktpatienten erweist sich zwei Jahre nach ihrer ersten Anwendung als äußerst erfolgreich. Im Rahmen einer kontrollierten Studie wurden Patienten im Alter von 30 bis 65 behandelt - mit bemerkenswerten Ergebnissen.**

Die Therapie funktionierte bei allen Patienten“, so Strauer. Fast alle sind komplett beschwerdefrei. Denn die verabreichten körpereigenen Stammzellen machen das Unmögliche möglich: Das durch den Herzinfarkt abgestorbene Gewebe wird wieder aufgebaut, das vernarbte Gebiet wieder funktionsfähig. „Der Infarkt hat sich bei den Patienten nahezu zurückgebildet“, erklärt der Kardiologe. Daraus resultiert nicht nur

eine verbesserte Herzdurchblutung sowie eine Zunahme des Stoffwechsels. Auch gewinnt das Organ wieder an Kraft.

Das ist besonders für das langfristige Überleben der Patienten von Bedeutung. Noch immer endet ein Herzinfarkt für zwei Drittel der Betroffenen tödlich. Von den Überlebenden sterben jährlich drei bis fünf Prozent. Denn „das Herz hat einen Zelltod erlitten, so dass eine mehr oder weniger große Narbe entstanden ist“, erläutert Strauer die Folgen des Infarkts. „Der Gewebetod kann z. B. Rhythmusstörungen oder eine Herzschwäche verursachen“, sodass das Herz in seiner normalen Funktion eingeschränkt wird. „Wie kann man diese Narbe beseitigen?“, fragten sich Strauer und sein Team vor zwei Jahren. „Hier setzt die Stammzellentherapie an, deren Ziel die Regeneration des Herzmuskels ist.“

Bei einem akuten Herzinfarkt erhalten auch Strauers Patienten zunächst die üb-

liche Ballonkatheter-Behandlung. Die durch Kalkablagerungen verengt Arterie wird geweitet und mit einer Gitterprothese („Stent“) stabilisiert. Sie soll einen erneuten Verschluss verhindern. Die Stammzelltherapie beginnt am vierten bis achten Tag nach dem Infarkt mit der Entnahme von 80ml körpereigenem Knochenmark aus dem Beckenkamm, das anschließend im Labor durch das Team von Prof. Dr. Peter Wernet, Institut für Transplantationsdiagnostik und Zelltherapeutika, aufbereitet wird. Zwischen dem sechsten und achten Tag werden dann die Stammzellen ebenfalls per Ballonkatheter in die betroffene Arterie gespritzt. Diese Methode hat zwei gravierende Vorteile: Zum einen kann sie ohne Brustkorböffnung durchgeführt werden. Zum anderen gewährleistet sie, dass die Stammzellen auch gezielt in das betroffene Gebiet gelangen. Denn angesetzt wird dort, wo der Herzinfarkt entstanden ist, so dass die

Stammzellen seinem Verlauf folgen. „Wir nehmen den natürlichen Weg der Durchblutung“, kommentiert Strauer diese Vorgehensweise. Ob der Wiederaufbau des Herzmuskels auf einer Umwandlung der Stammzellen in Herzzellen beruht oder lediglich deren Bildung und/oder Regeneration anregt, konnte noch nicht eindeutig ermittelt werden. Klar ist jedoch: Nach der Stammzellapplikation regeneriert sich der Herzmuskel. Das sollte auch Skeptiker überzeugen. Denn eine Kontrollgruppe von Patienten, die die herkömmliche Therapie erhielt, wies weitaus schlechtere Werte auf.

Trotz der überzeugenden Resultate sind manche Patienten gegenüber einer solchen Stammzelltherapie misstrauisch. Oft beruht dies auf einer Verwechslung von embryonalen mit körpereigenen adulten Stammzellen. Strauer betont daher, dass die Verabreichung der Knochenmarkszellen vollkommen ungefährlich ist, da es keine negativen Nebenwirkungen gibt. So beginnt weder das Gewebe zu wuchern, noch besteht die Gefahr, dass sie nach einiger Zeit wieder abgestoßen werden.

Mittlerweile wird diese Therapie auch in den USA und an anderen deutschen Universitätskliniken angewandt. Mit dem gleichen Erfolg wurden bis heute weltweit über 200 Patienten behandelt. Allerdings können zunächst nur Universitätskliniken diese Versorgung gewährleisten. Denn das Verfahren ist aufwändig und verlangt insbesondere die Zusammenarbeit von Spezialisten vieler verschiedener Fachbereiche und eines Zelllabors. So waren an den bisherigen Untersuchungen die Dr. Brehm, Zeus und Köstering (Kardiologie), Dr. Antke und Prof. Dr. H.-W. Müller (Nuklearmedizin) sowie u. a. PD Dr. G. Kögler und Prof. Dr. P. Wernet (Institut für Transplantationsdiagnostik und Zelltherapeutika) beteiligt. Aber schon jetzt beschränkt sich das Einsatzgebiet der Stammzelltherapie nicht nur auf Herzinfarktpatienten; auch chronisch Herzkrankte können erfolgreich behandelt werden. Damit ist ein wichtiger und neuartiger Therapieansatz bei den häufigsten Herzkrankheiten gegeben.

**Für weitere Informationen:**  
Tel. 0211-81-18801 oder  
strauer@med.uni-duesseldorf.de

# Hohe Dosis, - doch ohne Wirkung

## RESINA: Studie zur Medikamentenresistenz bei HIV-Infektion

VON JULIA KNOLL

**An der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf entsteht unter der Leitung von Dr. Mark Oette eine landesweite Studie zur Medikamentenresistenz bei HIV-positiven Patienten, die noch keine Therapie erhielten. Über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren werden in Zusammenarbeit mit anderen HIV-Behandlungsschwerpunkten 300 Betroffene aus ganz NRW untersucht. Das Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung bewilligte RESINA.**

**R**ESINA: Das ist die bislang größte Studie zur Medikamentenresistenz bei HIV-positiven Patienten, die noch keine Therapie erhielten. Das Projekt wird an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf unter der Leitung von Dr. Mark Oette, Oberarzt an der Klinik für Gastroenterologie, Hepatologie und Infektiologie (Prof. Dr. Dieter Häussinger), über einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren in Zusammenarbeit mit anderen HIV-Behandlungsschwerpunkten durchgeführt. Die Ambulanz des Universitätsklinikums behandelt zur Zeit mehr als 800 Patienten mit HIV und AIDS. Das Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung bewilligte die Studie.

Es ist ein medizinisches Phänomen mit großer Relevanz für einzelne Patienten: Die Diagnose „HIV-positiv“ wurde gestellt, Medikamente verabreicht, doch die Wirkung bleibt aus. Der Grund: eine Medikamentenresistenz.

An sich nichts Außergewöhnliches. Resistenzen entwickeln sich des öfteren nach wiederholter Verabreichung der HIV-Medikamente. Aber in diesem Fall ist schon die erste Dosis ohne Effekt. „Der Patient hat sich anscheinend mit einem bereits resistenten Virus infiziert“, erklärt Dr. Oette,

In einer Vorläuferstudie zu RESINA wurde nachgewiesen, dass dies bei 14 Prozent der HIV-Infizierten in NRW der Fall ist. „In den USA sind es bis zu 30 Prozent“, so Oette. Therapien, die bei anderen Patienten wir-

ken, versagen bei dieser Patientengruppe, was zu erheblichen Problemen bei der Behandlung führt. Ein Test, der Aufschluss über die Wirksamkeit alternativer Medikamentenkombinationen gibt, kann hier Abhilfe schaffen. Denn laut Oette erhöht die richtige Zusammenstellung die Wahrscheinlichkeit eines Therapieerfolges dramatisch. Allerdings werden die Kosten in Höhe von 450 Euro nicht von den Krankenkassen übernommen. Ein Ziel des Projekts ist daher, nachzuweisen, dass diese Tests in direktem Zusammenhang mit dem Therapieerfolg stehen.

Des weiteren erhofft sich Oette von der Studie nicht nur „Klarheit darüber zu bekommen, wie groß das Problem der Resistenz bei Unbehandelten ist“, sondern auch etwas über dessen Verbreitung zu erfahren: „Zusätzlich wollen wir in Zusammenarbeit mit dem Institut für Medizinische Soziologie/Public Health soziodemographische Daten erfassen, um herauszufinden, ob es Hinweise auf bestimmte Risikofaktoren gibt. In diesem Bereich existieren keine Daten für Deutschland.“

Die Zahlen werden im Rahmen eines Teilprojekts („AREVIR“) ermittelt, das sich mit der bioinformatischen Analyse medizinischer Daten befasst. Dessen Leitung hat für den Zeitraum der Studie Dr. Rolf Kaiser vom Virologischen Institut der Universität zu Köln übernommen. Mit Hilfe dieses Projekts können nicht nur Häufigkeit, Verbreitung und Ausbreitungsgeschwindigkeit der resistenten HIV-Stämme berechnet werden. Die bioinformatische Analyse ermöglicht darüber hinaus, eine auf den Patienten zugeschnittene Therapieempfehlung zu geben.

Aufgrund der enormen gesundheitspolitischen Relevanz finanziert das Bundesministerium für Gesundheit und Soziale Sicherung RESINA in diesem Jahr mit 183.000.

**Für weitere Informationen:**  
Tel. 0211-81-16117 oder  
oettem@med.uni-duesseldorf.de

# Infektionen bei krebserkrankten Kindern

Erstes Symposium für Ärzte und Pflegekräfte

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

Infektionen sind für Krebspatienten eine große Gefahr, für Erwachsene ebenso wie für Kinder. Rund 3000 Pflgetage fallen in der Kinderonkologie Düsseldorf jährlich an, allein um Infektionen bei krebserkrankten Kindern zu behandeln. Für Dr. Hans-Jürgen Laws von der Kinder-Onkologie, -Hämato-logie und -Immunologie (Leiter: Prof. Dr. Ulrich Göbel) und Andrea Maiwald vom Bildungszentrum für Kompetenzentwicklung im Gesundheitswesen ein Anlass, das erste Symposium für Ärzte und Pflegekräfte zu veranstalten.

Solche gemeinsamen Symposien sind ganz selten“, berichten Dr. Hans-Jürgen Laws und Andrea Maiwald. Dass der Bedarf aber da ist, wurde schnell bei der hohen Zahl der Teilnehmer deutlich: Mit hundert hatte man gerechnet, über zweihundert kamen. Getagt wurde sowohl zusammen als auch getrennt. Ärzte und Pflegenden gemeinsam einzuladen, war den Veranstaltern wichtig, da es ihnen in erster Linie um die Praxis ging.

Ziel war es, Leitlinien in der Behandlung von Infektionen in der pädiatrischen Onkologie zu entwickeln und dabei sowohl Standards für die ärztliche als auch für die pflegerische Behandlung festzulegen. „Jedes Haus hat seinen eigenen Standard“, berichtet Andrea Maiwald für die Seite der Pflegenden und Laws bestätigt, dass es bei den Ärzten genauso aussieht.

Infektionen bei krebserkrankten Kindern stellen ein häufiges Problem dar: 60 bis 70 Prozent aller erkrankten Kinder sind betroffen, drei bis fünf Prozent sterben daran. „Das Grundproblem sind die weißen Blutkörperchen, die etwa nach einer Chemotherapie ausgesprochen niedrig



Foto: privat

sind“, erklärt Laws, „wenn dann z. B. noch Schädigungen der Schleimhäute vorliegen, ist das ein optimaler Eintritt für Bakterien.“ Die Infektionen drohen aber nicht nur von außen, rund achtzig Prozent kommen aus den Patienten selbst. Der Windpockenvirus, der nach einer früheren Erkrankung immer noch im Blut ist, kann dann plötzlich eine Gürtelrose verursachen.

## Erste Empfehlungen

Wie werden die Infektionen in den verschiedenen Kliniken behandelt, fragten sich deshalb die Veranstalter des Symposiums, gibt es Standards, was ist publiziert zu dem Thema, wie sieht es aus mit Empfehlungen etwa vom Robert-Koch-Institut? Langfristig sollen Leitlinien zur Behandlung der Infektionen entwickelt werden, Laws hofft, Mitte nächsten Jahres die ersten Empfehlungen vorlegen zu können. Um das Interesse der Mediziner

an dem Thema Kinderonkologie und da besonders Infektionen zu fördern, wurde ein Forschungspreis ausgeschrieben, finanziert von der Elterninitiative Kinderkrebsklinik und der Pharmaindustrie. „Letztlich wollen wir die Behandlung standardisieren und bezahlbar machen“, erklärt Laws - Ärzte und Pflegenden haben somit dasselbe Ziel: „Die Pflegewissenschaft beschäftigt sich erst allmählich mit diesem Thema“, so Maiwald, „Fragen wie Mundpflege oder Katheterpflege werden bislang noch von Haus zu Haus verschieden gehandhabt.“

Verliehen wird der Preis dann auf dem zweiten Symposium im nächsten Jahr, das die Veranstalter nach dem großen diesjährigen Erfolg einberufen wollen.

**Kontakt: Dr. Hans-Jürgen Laws,  
Tel. 81-16185 und Andrea Maiwald  
81-19449**



# Neue Konzepte bei der Behandlung Frühgeborener

## Babys profitieren von der neuartigen Känguruh-Methode

VON JULIA KNOLL

**Seit April 2003 leitet PD Dr. Thomas Höhn sowohl die Kinderintensiv- als auch die Frühgeborenenstation der Kinderklinik der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Neben dem Ausbau der Kooperationen mit anderen Fachbereichen legt der Mediziner bei der Versorgung der „Frühchen“ besonderen Wert auf die Neuroprotektion. Dabei handelte es sich um Behandlungsstrategien, deren oberstes Ziel die Erhaltung aller Gehirnfunktion der Frühgeborenen ist.**

**Z**ur Verfügung stehen insgesamt 31 Betten, 15 auf der Station für Frühgeborene und 16 weitere auf der Kinderintensivstation, wo alle Patienten unter 18 Jahren behandelt werden. Frühgeborene, deren Zustand noch

kritisch ist, liegen hier in Inkubatoren, die dafür sorgen, dass die Babys nicht auskühlen und keine Flüssigkeit über die noch sehr durchlässige Haut verlieren. Viele aber benötigen eine derartige Behandlung nicht. Denn „als frühgeboren werden alle Babys bezeichnet, die bis zum Ende der 36. Schwangerschaftswoche zur Welt kommen“, erklärt Höhn, so dass sie aufgrund ihrer fortgeschrittenen Entwicklung nur zur Beobachtung auf der Station sind.

Alle „Frühchen“ profitieren von der neuartigen Känguruh-Methode, die den Kindern den engen Körperkontakt mit ihren Eltern ermöglicht. Hierbei werden sie in dicke Decken gehüllt und auf den Bauch von Mutter oder Vater gelegt. So können auch Babys, die eigentlich im Inkubator liegen müssen, problemlos ein bis zwei

Stunden bei den Eltern verbringen; „natürlich immer mit Blick darauf wie es dem Kind geht“, schränkt Höhn ein.

Die enge Verzahnung von Kinderintensiv- und Frühgeborenenstation ist Höhn besonders wichtig. Durch sie wird eine schnelle und intensive Rundumversorgung der Kinder gewährleistet. Ein OP für Notfälle steht ebenfalls zur Verfügung, um Eingriffe ohne Zeitverzögerung, d. h. ohne Transporte quer durch die Gebäude, zu ermöglichen. 24 Stunden pro Tag und 7 Tage pro Woche steht ein komplettes Team zur Betreuung bereit, so dass auch Risiko- und Mehrlingsschwangerschaften stets bestens medizinischen behandelt werden können. Zusätzlich fährt das Team Transporte in der Region Düsseldorf und auf dem Klinikgelände, z. B. von und zur Frauenklinik.

k u n d e n o r i e n t i e r t   k o m f o r t a b e l   z e i t g e m ä ß

# HAND IN HAND – FÜR IHREN WIRTSCHAFTLICHEN ERFOLG



**Die PVS ist eine ärztliche Gemeinschaftseinrichtung und garantiert schon durch ihre Struktur und Tradition, im Interesse des Arztes zu handeln.**

Unser Auftrag ist es, Ihre Arbeit in wirtschaftlichen Erfolg umzumünzen und die Liquidität Ihrer Praxis sicherzustellen. Regelmäßig und Regel gemäß.

Stellen Sie den professionellen Umgang mit der Wertsache Privatliquidation sicher und werden Sie jetzt Mitglied bei der Privatärztlichen VerrechnungsStelle Rhein-Ruhr

**Die PVS**

Privatliquidation ohne Umwege.

**Schnell, zuverlässig, reibungslos.**



**Privatärztliche VerrechnungsStelle  
Rhein-Ruhr**  
Ärztliche Gemeinschaftseinrichtung

Remscheider Str. 16  
45466 Mülheim an der Ruhr

Telefon 02 08/48 47-444  
Telefax 02 08/48 47-411

pvs-rr@pvs-portal.de  
www.pvs-portal.de

Mit dieser möchte Höhn die Zusammenarbeit weiter ausbauen. Zum einen, um die Bestimmung des optimalen Geburtszeitpunktes bei einer drohenden Infektion zu ermöglichen. Zum anderen, um bereits vor der Frühgeburt mit den Eltern in Kontakt treten zu können. Sie werden so von Beginn an in die Pflege ihres Kindes mit eingebunden. Aber auch wenn das Schlimmste überstanden ist, sollen Eltern und Kind nicht allein gelassen werden: Ärzte, Psychologen und Logopäden der Kinderklinik sorgen durch regelmäßige Nachuntersuchungen für das längerfristige Wohlergehen. Die verstärkte Ausrichtung auf Neuro-

protektion liegt Höhn besonders am Herzen. „Es geht nicht darum, daß Kind nur durchzubringen, es soll vor allem geistig intakt überleben“, so der Mediziner. Das ist nicht immer der Fall. Denn aufgrund der extremen Frühreife mancher Neugeborener kann es zu Hirnblutungen kommen. Zur Zeit erforscht Höhn das Problem der Sauerstoffkonzentration. Sie ist im Mutterleib weitaus niedriger als außerhalb. Der plötzliche Anstieg bei der Geburt und durch eine künstliche Beatmung kann Gehirnschädigungen zur Folge haben. An der Bestimmung der optimalen Konzentration wird mit Nachdruck gearbeitet.



Foto: Julia Knoll

# Speisenplan für Obst und Gemüse

## „Fitte i-Dötzchen“: Broschüre zur gesunden Ernährung von Kindern

**„Im Augenblick sieht es bei der Fitness der i-Dötzchen nicht gut aus“, stellt Prof. Dr. Ertan Mayatepek, Direktor der Klinik für Allgemeine Pädiatrie der Heinrich-Heine-Universität, mit Bedauern fest. „Die Adipositas im Kindesalter nimmt stark zu.“ Zu wenig Bewegung in Kombination mit falscher Ernährung führt dazu, dass immer mehr Kinder unter Übergewicht leiden. Eine von der Kinderklinik erstellte Broschüre mit dem Titel „Fitte i-Dötzchen“ zeigt Grundschulern und Eltern Alternativen auf.**

VON JULIA KNOLL

Im Zeitalter der „schnellen Küche“ ist die Ernährung zum Risikofaktor für viele Erkrankungen, wie z.B. Gicht und Diabetes, geworden, die sich erst später in der Jugend oder im Erwachsenenalter manifestieren“, so Mayatepek. „Viele reagieren leider erst, wenn es schon zu spät ist“, ergänzt Dr. Thomas Meißner, Oberarzt an der Kinderklinik. Die Broschüre, die in einer Auflage von 5000 Stück an alle Schulan-

fänger in Düsseldorf verteilt wurde, soll einen Beitrag zur Prävention leisten. Spielerisch werden den Kindern die Grundzüge einer gesunden Ernährung vermittelt. Dabei wurde auch berücksichtigt, dass sie meistens noch nicht lesen können. Auf einer beiliegenden Vorlage zum Beispiel können sie die verschiedenen Obst- und Gemüsesorten ausmalen, ausschneiden und diejenigen, die sie im Verlauf des Tages gerne essen möchten, in einen „Obst- und Gemüse Stundenplan“ einkleben. Diese Wunschliste sollen sie dann ihren Eltern geben. Am Ende des Tages können die Kinder selbst überprüfen, ob sie ein „Fittes-Fünf-am-Tag-Kind“ sind, das heißt, ob sie die empfohlenen fünf Portionen Obst und Gemüse zu sich genommen haben. Das Resultat kann auf einer Ratingskala abgelesen werden.

Dabei müssen natürlich Erwachsene helfen - und das ist Absicht. Denn die Kinder-

ärzte wollen mit der Broschüre die Interaktion von Kind und Eltern fördern und hoffen, dass sich so die ganze Familie mit ihren Ernährungsgewohnheiten auseinandersetzt. „Jeder Erwachsene wird von diesem Heft profitieren“, erklärt Mayatepek. „Es werden leckere, preiswerte und einfache Alternativen zur herkömmlichen Ernährung aufgezeigt und kleine Orientierungshilfen, z.B. für die Portionierung gegeben.“

Die Mediziner betonen aber, dass es sich bei der Broschüre nicht um ein Diät-Heft handelt. „Süßigkeiten, Eis und Fast Food sind nach wie vor erlaubt - nur eben in Maßen“, stellt Mayatepek klar. „Wir wollen vielmehr damit erreichen, dass die Leute ihre Ernährung dauerhaft umstellen“, erklärt Meißner. „Die Kinder machen dabei gut mit“, lobt der zweifache Vater die Kleinen. „Allerdings nur, wenn die ganze Familie das neue Ernährungskonzept übernimmt“.

Mit Hilfe dieses ansprechend gestalteten Heftes dürfte das jedoch nicht schwer fallen.

**Für weitere Informationen:**  
[www.uniklinik-duesseldorf.de/fitte-i-doetzchen](http://www.uniklinik-duesseldorf.de/fitte-i-doetzchen) und Tel.: 0211-81-17640



# Wenn die Angst das Leben bestimmt

## Neue Kooperation von HHU mit Christoph-Dornier-Stiftung



Prof. Dr. Reinhard Pietrowsky und Dr. Tanja Upatel

Foto: Julia Knoll

VON JULIA KNOLL

**Plötzlich schnürt sich die Kehle zu, die Luft bleibt weg, das Herz rast. Alles dreht sich. Das ungute Gefühl im Magen wird von einer dumpfen Panik abgelöst, gepaart mit der Angst, jeden Moment zu sterben. Der Auslöser einer derartigen Reaktion kann das Anfassen einer Türklinke, das Betreten eines Flugzeuges oder der Anblick einer kleinen Spinne sein.**

**S**echs bis acht Prozent der Deutschen leiden unter einer Phobie, weitere zwei Prozent unter einer Zwangstörung, bei denen der Angst mit ausgiebigen Neutralisierungsritualen, wie stundenlangem Händewaschen, begegnet wird“, erklärt Prof. Dr. Reinhard Pietrowsky. Er leitet am Lehrstuhl für

Allgemeine Psychologie und Arbeitspsychologie die Abteilung für Klinische Psychologie, die seit Juni mit der Düsseldorfer Niederlassung der Christoph-Dornier-Stiftung in der ambulanten Behandlung kooperiert. Die enge Verzahnung von Praxis und Forschung soll nicht nur den Wissenstransfer erleichtern, sondern diplomierten Psychologen auch die Möglichkeit bieten, unter wissenschaftlicher Anleitung durch Prof. Pietrowsky zu promovieren und gleichzeitig als Therapeuten zu arbeiten.

Die Behandlungsmethoden der Stiftung beruhen auf verhaltenstherapeutischen Konzepten. Dabei soll vor allem das Vermeidungsverhalten der Patienten unterbunden werden, die den einzigen Ausweg aus der Panikattacke in der Flucht vor Angst auslösenden Situatio-

nen sehen. Nicht selten aber führt er in die soziale Isolation.

Während einer zwei- bis dreiwöchigen Konfrontationstherapie muss sich der Patient, der intensiv von seinem Therapeuten betreut wird, wiederholt und oft für Stunden den gefürchteten Szenarien stellen. „Die Patienten machen so zum ersten Mal nach Jahren die Erfahrung, dass die Angst auch ohne Flucht zurückgeht“, erläutert Pietrowsky die Wirkung dieser „Schocktherapie“. „Wir wählen dabei bewusst mittelschwere bis schwere Situationen aus. Wenn der Patient diese gemeistert hat, fängt man leichte Ängste direkt mit ein“, erklärt die Leiterin der Niederlassung, Dr. Tanja Upatel, das besondere Konzept. Damit der Klient lernt, schwierige Situationen auch alleine zu meistern, „schleicht“ sich der Therapeut aus der Behandlung langsam „raus“. „Ein weiterer Bestandteil der Verhaltenstherapie ist die Arbeit mit den Patienten auf gedanklicher Ebene“, so Upatel. „Oft sind ihre Wahrscheinlichkeitsabschätzungen stark überhöht. Zum einen wollen wir diese korrigieren. Zum anderen vermitteln wir den Patienten, nicht nach absoluter Sicherheit zu streben, sondern mit einem Restrisiko leben zu lernen.“

Und die Erfolge sind beachtlich. 75 bis 80 Prozent der in der Christoph-Dornier-Stiftung behandelten Patienten berichten noch fünf Jahre nach Abschluss der Therapie von einer deutlichen Reduktion der Symptome.

**Kontakt: Christoph-Dornier-Stiftung,  
Tel. 0211-7377340**

**Tiere in Not! Wir helfen! · TIERSCHUTZVEREIN** gegründet 1873

**Alexanderstraße 18 · 40210 Düsseldorf · Telefon (02 11) 13 19 28**

Clara-Vahrenholz-Tierheim · Rüdigerstr. 1 · Düsseldorf-Rath · Telefon 65 18 50

Spendenkonten: Kreissparkasse Düsseldorf, Kto.-Nr. 1 040 930 (BLZ 301 502 00)

Stadtparkasse Düsseldorf, Kto.-Nr. 19 068 758 (BLZ 300 501 10)



# Eine Chance für junge Europäer

## Gemeinsamer deutsch-französischer Studiengang mit Cergy-Pontoise

VON ROLF WILLHARDT

**Ab 2005 gibt es für Juristen der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf und der französischen Université de Cergy-Pontoise einen integrierten deutsch-französischen Studiengang. Jetzt haben Vertreter beider Hochschulen ein erstes Vertragsdokument unterzeichnet.**

**A**m meisten verblüfft waren wir, dass es im Hauptgebäude der Université de Cergy-Pontoise tatsächlich einen großen Hörsaal gibt, der den schönen Namen ‚Amphit atre Henri Heine‘ trägt“, erzählt Prof. Dr. Andreas Feuerborn. Zusammen mit seinen Kollegen Prof. Dr. Dirk Olzen und Prof. Dr. Ralph Alexander Lorz hat er vor wenigen Wochen die französische Hochschule besucht, die in etwa von gleicher Größe wie die Heinrich-Heine-Universität ist. Anlass der Reise in die 30 Kilometer nordwestlich von Paris gelegene Stadt: ein neuer gemeinsamer Studiengang beider Juristischer Fakultäten.

Er soll Studenten aus beiden Ländern ermöglichen, in einer dreijährigen Ausbildung plus einem zweijährigen Aufbaustudium eine Doppelqualifikation zu erwerben. „Die französischen Studenten können zusätzlich den akademischen Grad ‚Magistra Legum / Magister Legum Düsseldorf‘ erwerben und die deutschen den französischen Bachelor- bzw. Master-Abschluß, der ab 2004 an die Stelle der maitrise treten wird“, berichtet Prof. Olzen.

### Intensive Vorbereitung

Wer sich für den neuen Studiengang einschreibt, der wird nur im ersten Jahr an der Heimatfakult at ausgebildet. „Dort werden sie intensiv auf den Aufenthalt im anderen Land vorbereitet“, erläutert Prof. Feuerborn. „Die verbleibenden

zwei Jahre des Grundstudiums studieren sie gemeinsam in Düsseldorf - im zweiten Jahr - und dann weiter in Cergy-Pontoise. Das Gleiche gilt dann für das Aufbaustudium: ein Jahr am Rhein und eins in Frankreich.“

Die Düsseldorfer Delegation nahm an einer Informationsveranstaltung mit dem Titel „L' allemand et les études allemandes   l'universit  de Cergy-Pontoise“ teil, es gab ein Grußwort des Präsidenten der Universität, Prof. Dr. René Lassere, danach referierte u. a. der nordrhein-westfälische Justizminister Wolfgang Gerhards über „Die deutsch-französische Juristenausbildung: eine Chance für junge Europäer“. Höhepunkt der Veranstaltung war die feierliche Unterzeichnung der gemeinsamen Absichtserklärung beider Fakultäten, einen integrierten deutsch-französischen Studiengang einzurichten. Auch Justizminister Gerhards unterschrieb das Dokument und machte damit den hohen Stellenwert deutlich, den das Land NRW dem Vorhaben beimisst.

Die Beziehungen beider Nachbarländer sind ein Schwerpunkt der Universität vor den Toren von Paris. Bei den Juristen

(2.200 Studierende und damit größer als die Düsseldorfer Fakultät) gibt es ein eigenes Angebot zum „droit allemand“, das u. a. der deutsche Richter am Landesarbeitsgericht Meinhard Zumfelde im Rahmen eines DAAD-Programms koordiniert. Finanziell getragen werden soll der neue Studiengang in der Hauptsache durch Mittel der Deutsch-Französischen Hochschule (Saarbrücken), um die sich die Fakultäten bewerben.

### Sprache und Kultur

Zunächst ist an 20 Studierende gedacht, „wenn sich mehr bewerben müssen wir eben eine Auswahl treffen“, sagt Prof. Olzen. „Von den künftigen Juristen wird natürlich eine Menge verlangt. Sie sollen ja nicht nur das Rechtswesen des jeweils anderen Landes kennen lernen, sondern auch dessen Sprache und Kultur.“

A propos Sprache: Natürlich wird sie für die meisten am Anfang eine Barriere bilden, besonders die juristische Fachsprache. Prof. Feuerborn studierte selbst ein Jahr in Lausanne und erinnert sich: „Die ersten Wochen waren schrecklich! Ich hab' gedacht: So viele Vokabeln gibt es doch gar nicht! Aber das legt sich.“

Viele Studenten von Cergy-Pontoise wohnen nicht in der Stadt selbst, sondern in Paris. „Und das hat doch was“, meint Prof. Olzen. „Wer sich dort eine Wohnung besorgen kann, in dieser Riesenstadt lebt, der zeigt Eigeninitiative und Durchsetzungsvermögen. Qualifikationen, die sp ttere Arbeitgeber oft mehr sch tzen als eine blendende Examensnote.“

Die Zielgruppe bei den Studierenden? Olzen: „Junge Leute, die in die großen Wirtschaftskanzleien wollen, die ihre Zukunftsplanung bewusst international ausrichten. Die Entscheidung für solch einen integrierten Studiengang von fünf Jahren ist ja doch eine ziemlich weit reichende für die eigene Karriere.“

**Informationen: Prof. Dr. Andreas Feuerborn (Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Rechtsvergleichung), Tel. 0211-81-15825, e-mail: Andreas.Feuerborn@uni-duesseldorf.de**  
**Prof. Dr. Dirk Olzen (Bürgerliches Recht und Zivilprozessrecht), Tel. 0211-81-11429, e-mail: olzen@uni-duesseldorf.de**

### STUDENTEN, ACHTUNG!

5 Gehminuten von der Uni entfernt haben wir in unserer sehr gepflegten Studentenwohnanlage Gut Br ckerbach (Max-Born-Str. 26) noch Apartments und 2.-Zi.-Whg. frei: z.B. ab 21 m , KM EUR 193,20 + NK bzw.

2-Zimmer-Wohnung, z.B. 41,50 m , KM EUR 381,80 + NK: Pantry-K che, Balkon oder Terrasse, teil- oder vollm bl., Kabel-TV, sofort beziehbar.

Jetzt auch im Internet unter [www.gutbrueckerbach.de](http://www.gutbrueckerbach.de)

**MPA Miet- und Pachtagentur GmbH**  
 Herr Schulte  
 Tel. 02 11 / 75 23 14 (vor Ort)  
 Herr Claßen  
 Tel. 0211 / 5 99 73 25 (Büro)



# Der Blick hinter die Karte

## Betriebswirtschaftler untersuchen Kulturmanagement

VON VICTORIA MEINSCHÄFER

**„Gesucht werden Studierende, die mehr leisten wollen als andere“, verkündete Prof. Dr. Bernd Günter 1998 während einer Vorlesung. Mit denen wollte der Inhaber des Lehrstuhls für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere Marketing, eine Kulturmanagement AG gründen. Damals meldeten sich zehn Freiwillige, nach fünf Jahren ist die AG immer noch aktiv - und mittlerweile unter dem Namen Artamis bekannt.**

Ich selbst habe eine Affinität zu diesem Themengebiet“, erzählt Prof. Dr. Bernd Günter, „bei mir ist es ein Forschungsschwerpunkt, nicht aber eine Schwerpunkt der Lehre.“ Das Interesse der verschiedensten Kulturinstitutionen an Kooperation mit den Betriebswirten wurde jedoch so groß, dass ihm die Idee kam, eine Arbeitsgemeinschaft zu gründen. Sabine Gabriele Breuer ist seit der Gründung dabei: „Ich wollte einfach wissen, was man mit Betriebswirtschaft sonst noch machen kann“, berichtet die mittlerweile diplomierte Kauffrau, „ich fand es spannend, einmal von der anderen Seite auf das Theater zu gucken, sozusagen nicht hinter die Kulissen, sondern hinter die Karten.“

Die Studierenden sollen lernen, dass es nicht nur Kosten und Erlöse gibt, sondern noch etwas darüber hinaus, so Günters Wunsch: „Ein Universitätsstudium sollte auch über den Pflichtstoff hinausgehen, Projekte, an denen man gemeinsam arbeitet, sind wichtig.“ Damit bei den monatlichen Sitzungen die Kultur nicht nur besprochen, sondern auch ein wenig erlebt wird, tagt die Gruppe meist in Museumscafés oder in der Literaturkneipe Schnabelopwski in der Düsseldorfer Altstadt.

### Brainstorming

Kooperationsanfragen und -projekte hat Artamis genug: So hat etwa im Mai eine Sitzung mit den Verantwortlichen für den Robert-Schumann-Saal stattgefunden, bei denen die Gruppe die Frage „Wie erreicht man eigentlich ein junges Publikum?“ beantworten sollte, davor war man in der Kunstsammlung NRW und teste den Audioguide. Auch im Vorfeld der Hildener Jugendkulturtag 2005 wurde die AG schon angesprochen mit der Bitte um ein paar Tipps, wie man eigentlich junge Leute erreichen kann. Meist finden so genannte Brainstorming-Sitzungen statt, in denen die Gruppe Ideen sammelt und Argumente disku-

tiert, die für aber auch gegen ein Projekt, ein Ausstellungskonzept, eine Museumsarchitektur etc. sprechen.

Bislang größtes Projekt war eine Nichtbesucherbefragung. „Warum gehen so viele junge Leute nicht ins Theater?“, wollte Artamis wissen und führte eine Befragung durch. „Jeder meint, er wüßte, warum junge Leute nicht ins Theater gehen“, so Günter, „aber wir waren die ersten, die einmal versucht haben, wirkliche Daten zu erheben.“ Dazu befragte Artamis 16 bis 27jährige; in einer Pilotstudie führte die Gruppe 35 sehr gründliche Interviews durch. Parallel dazu wurde an sechs deutschen Theatern eine Spiegelbilduntersuchung initiiert und bei der gefragt wurde, welche Gründe die Theatermacher vermuten, dass so wenige junge Leute zu ihnen kommen. Mit diesen Daten ging die Gruppe zum Geschäftsführenden Direktor des Deutschen Bühnenvereins, der daraufhin durch ein Marktforschungsunternehmen eine repräsentative Studie, deren Konzeption Artamis verantwortete, durchführen ließ.

Das Artamis-Konzept geht also auf, die Studierende lernen mehr, als der Studienplan vorsieht, die Kulturinstitutionen bekommen einen Input, den sie sonst mühsam beschaffen müssten. Stellt sich abschließend noch die Frage, warum das Ganze Artamis heißt. „Art-Amis, Freunde der Kunst, wir dachten, was Französisches wäre im Rheinland ganz passend“, erklärt Sabine Gabriele Breuer lachend den Namen, und Professor Günter ergänzt: „Ein solcher Name setzt sich in den Köpfen besser fest als ein glatter Name. Branding halt.“ Womit wir wieder bei der Betriebswirtschaft wären.

#### Kontakt:

**Prof. Dr. Bernd Günter,  
Tel. 0211-81-15216**

**Rundgang Kunstakademie Düsseldorf**



# Neue Finanzierungswege für den Mittelstand

## Forschungsprojekt der HHU leistet Informationsarbeit

VON JULIA SCHNEIDER

**Wie finanziert sich ein mittelständisches Unternehmen? Sicher in erster Linie über Bankkredite. Doch dass das nicht unbedingt der beste Weg ist, das wurde in einer Studie am Lehrstuhl für Betriebswirtschaftslehre (insbesondere Finanzdienstleistungen) deutlich.**

Initiiert wurde das Projekt von der Gerhard-und-Lore-Kienbaum-Stiftung, finanzielle Unterstützung erhielt das Forschungsteam um Prof. Börner von der EOS-Gruppe aus Hamburg. Dr. Dietmar Grichnik, wissenschaftlicher Assistent an Börners Lehrstuhl, unterstreicht die Besonderheit der Studie: „Im Gegensatz zu anderen Projekten ist dieses das erste, das beide Seiten untersucht, nämlich die der mittelständischen Unternehmen sowie der Banken“. Am Anfang stand ein Workshop im Dortmunder Westfalenstadion, bei dem die Wissenschaftler herausfinden wollten, inwieweit mittelständische Unternehmen neue Finanzierungswege in Erwägung ziehen. Auf der Grundlage dieses Workshops, der rund 80 Praktiker zusammen brachte, wurden dann zwei Umfragen durchgeführt. Untersucht wurden dabei die Einschätzungen der Mittelständler und der Banken zu alternativen Finanzierungsmöglichkeiten. Aus der Gegenüberstellung konnten die jeweiligen Anpassungsbedarfe ermittelt werden. 136 mittelständische Unternehmen nahmen an dem Projekt teil. In der Bankenumfrage erhielten die Forscher 131 Antworten, überwiegend von Sparkassen- und Genossenschaftsbanken, die sich die Betreuung mittelständischer Betriebe besonders auf die Fahne geschrieben haben.

Das Ergebnis des Projektes lässt sich folgendermaßen zusammenfassen: Bei den mittelständischen Unternehmen erfolgen Finanzierungsentscheidungen

Schritt für Schritt: Über neue Wege wird erst dann nachgedacht, wenn die bisherigen Finanzierungsquellen erschöpft sind. Dabei ist eine Rangfolge der Formen erkennbar: Zuerst spielt die Innenfinanzierung (Mittel aus Gewinnen und Erlösen der Firma) eine große Rolle. Danach denken die Unternehmer über die Zuhilfenahme externen Kapitals nach, wobei hier als erstes Kredite von Banken und ggfs. Lieferanten in Anspruch genommen werden. Schließlich wird auf andere Fremdkapitalgeber - etwa Leasinggesellschaften, Factoringgesellschaften oder den Kapitalmarkt - zurückgegriffen. Ganz zuletzt wird über die Aufnahme zusätzlichen Eigenkapitals nachgedacht. Diese Vorgehensweise zeigt deutlich die Absicht vieler Unternehmer, den Einfluss fremder Personen gering zu halten, damit auf ihren Betrieb nicht zu sehr von außen eingewirkt werden kann.

Prof. Börner leitet daraus Handlungsbedarf ab: „Die Unternehmen müssen ihre Kapitalplanung strategischer und langfristig angehen. Im Zentrum muss dabei das Eigenkapital stehen. Eine Verbesserung der Eigenkapitalausstattung verbessert dann auch die Möglichkeit, Fremdkapital zu beschaffen.“

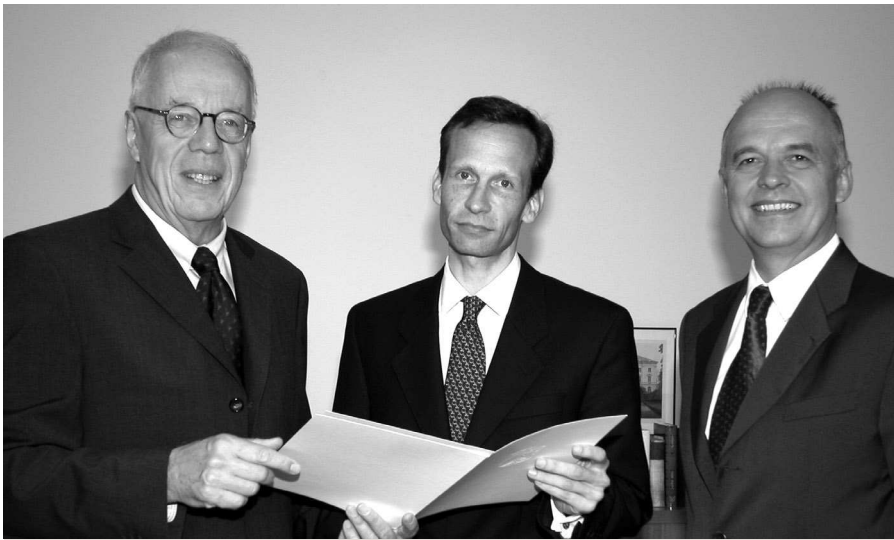
Generell konnte die Studie feststellen, dass in großen, mittelständischen Unternehmen (Jahresumsatz von 50 Millionen Euro und mehr) die Bereitschaft größer ist, über alternative Finanzierungsmöglichkeiten nachzudenken. Hierzu zählen neben Leasing, Factoring (d. h. Forderungsverkäufe) und Mezzanine-Kapital (Genussrechte, stille Beteiligung, Nachrangdarlehen) auch kapitalmarkt-nahe Finanzierungsformen, wie Asset-backed Securities, bei denen Forderungen in Wertpapieren verbrieft und über den Kapitalmarkt verkauft werden. Die Tatsache, dass kleinere Betriebe hier etwas hinterherhinken, lässt sich dadurch erklären, dass hier Finanzentscheidun-

gen oft wenig professionell sind, weil etwa eine Finanzplanung nur ansatzweise erfolgt. „Gerade an diesem Punkt müssten die Banken ansetzen, um Informationsarbeit zu leisten“, so Dipl.-Kff. Sonja Ahrweiler, die ebenfalls am Projekt beteiligt war. Ebenso weist Prof. Börner darauf hin, dass auch bei den Banken Anpassungsbedarf besteht: „Die Banken gehen fast zu 100 Prozent davon aus, dass sich die Finanzierung der mittelständischen Unternehmen künftig ändern muss. Sie sind aber häufig nicht in der Lage, diesen Veränderungsprozess durch ein entsprechendes Leistungs- und Beratungsangebot zu begleiten,“ so der Wirtschaftswissenschaftler.

Auffällig im Verhältnis von Betrieben und Banken ist die unterschiedliche Einschätzung der jeweils anderen Partei. So beurteilen zum Beispiel Banken den Informationsstand der Betriebe im Hinblick auf die alternative Kapitalplanung als schlecht, während die Unternehmen sich selber diesbezüglich deutlich besser bewerten. Im Laufe der Studie wurden bei ähnlichen Fragen weitere Diskrepanzen deutlich.

**Detailliertere Informationen sind im Buch zur Studie nachzulesen: „Neue Finanzierungswege für den Mittelstand“, Hrsg.: Börner/Kienbaum, erschienen im Gabler Verlag, 2003.**





**Rektor Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser, Prof. Dr. Wolfram Trudo Knoefel und Dekan Prof. Dr. Wolfgang H. M. Raab (v.l.)** Foto: Julia Knoll

## Henkel-Examenspreis an Martin Pöttgen

**A**m 28. November fand im festlichen Rahmen die Examensfeier der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät statt. Insgesamt wurden 47 Diplome vergeben. Zwei Diplomanden wurden für ihre besonderen Leistungen ausgezeichnet.

Den Henkel-Examenspreis erhielt Dipl. Kfm. Martin Pöttgen. Dr. Roland Schulz überreichte die mit 2.500 Euro dotierte Auszeichnung in Vertretung von Christoph Henkel für die insgesamt „gute“ Examensleistung des 25-jährigen. Pöttgen wurde 1978 in Essen geboren und studierte seit 1999 an der Heinrich-Heine-Universität Betriebswirtschaftslehre mit den Schwerpunkten Investition und Finanzierung sowie Internationale Wirtschaftspolitik.

Pöttgens Diplomarbeit hat das Thema: „Fundamentale und technische Aktienanalyse: Theoretische Darstellung und empirischer Vergleich der Aussagekraft ausgewählter Instrumente zur Kursprognose“. Berufserfahrung sammelte er während mehrerer Praktika bei verschiedenen Banken. Seit Juli 2001 arbeitete er als akademische Nachwuchskraft studienbegleitend bei der Dresdner Bank AG in Düsseldorf. Ab Februar 2004 wird Martin Pöttgen als Trainee bei der Dresdner Bank beginnen und seine Ausbildung zum zertifizierten Wertpapierberater machen.

## Beste Diplomarbeit

**D**en mit 250 Euro dotierten Preis der Wirtschaftswissenschaftlichen Gesellschaft Düsseldorf e. V. (WiGeD) für die beste Diplomarbeit erhielt Andre Schulz. Das Thema seiner mit „sehr gut“ bewerteten Arbeit lautet: „Interkulturelles Management als strategischer Erfolgsfaktor für multinationale Unternehmen in der VR China“. Die Auszeichnung wurde von Dr. Rolf Breitenstein, dem Vorsitzenden der WiGeD, überreicht. J. S.

## Prof. Knoefel ernannt

**P**rof. Dr. med. Wolfram Trudo Knoefel erhielt am 28. August seine Ernennungsurkunde zum C4 Professor für das Fach Allgemeine und Viszeralchirurgie (Nachfolge em. Prof. Dr. Hans-Dietrich Röher).

Knoefel, 1962 in Tübingen geboren, nahm 1981 sein Medizinstudium an der Universität Hamburg auf. Es folgten Auslandsaufenthalte an der Université de Lausanne, der Université de Kisangani in Zaire, sowie in den USA an der Harvard Medical School, Boston, und der Mount Sinai School of Medizin in New York City. Nachdem Knoefel im Jahre 1987 zum Arzt approbiert wurde, arbeitete er für zwei Jahre als Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Chirurgischen Klinik der Ludwig-Maximilians-Universität München. Parallel zu dieser Tätigkeit machte er 1988 sein amerikanisches Staatsexamen und promovierte noch im selben Jahr.

1989 kehrte er in die Vereinigten Staaten zurück und arbeitete sowohl am Massachusetts General Hospital als auch an der Harvard Medical School als Fellow im Department of Surgery.

Nach zwei Jahren nahm er die Arbeit in Deutschland als Wissenschaftlicher Mitarbeiter wieder auf, diesmal an der Chirurgischen Klinik des Universitätskrankenhauses Eppendorf in Hamburg, wo Knoefel 1993 seinen Facharzt für Chirurgie machte. Nach weiteren drei

Jahren erfolgte die Habilitation über „Mikrozirkulationsstörungen bei akuter Entzündung der Bauchspeicheldrüse“. Noch im selben Jahr wurde Knoefel zum Oberarzt der Chirurgischen Klinik ernannt, wo er ab 1998 leitender Oberarzt war.

Nach seiner Ernennung zum außerplanmäßigen Professor am Fachbereich Medizin der Universität Hamburg im Jahr 2002 erhielt Knoefel einen Ruf auf die C4-Professur der Universität Rostock für Allgemeine und Transplantationschirurgie. Zugunsten der Heinrich-Heine-Universität gab er diesen jedoch zurück und übernahm jetzt in Düsseldorf den Lehrstuhl für Allgemeine und Viszeralchirurgie.

Knoefels Arbeitsschwerpunkte liegen in der Viszeral- (lat.: Eingeweide betreffend) sowie in der nicht-cardialen Brustkorbchirurgie. In Düsseldorf möchte er sich zunächst auf die Krebs-Chirurgie konzentrieren. Dazu gehört auch die organerhaltende und minimal-invasive Chirurgie bei Krebs im frühen Stadium und gutartigen Erkrankungen innerer Organe. Darüber hinaus beabsichtigt der Mediziner, den persönlichen Kontakt von Professoren und Studenten zu verbessern. Mentorenprogramme für Studierende und eine verstärkte Integration der Ausbildung in die Klinik sollen hierzu einen Beitrag leisten. J. K.

## Zum Gedenken an Daniel Briolet



**Prof. Dr. Daniel Briolet** Foto: privat

**D**aniel Briolet, emeritierter Professor für Französische Literatur an der Universität Nantes ist am 30. Juli 2003 im Alter von 70 Jahren nach langer Krankheit verstorben.

An unserer Universität an ihn zu erinnern, heißt auch zu erinnern an eine beispielhaft glückliche Phase nicht allein romanistischen Austauschs zwischen Düsseldorf und Nantes. Daniel Briolet war bis zu seiner Emeritierung auf französischer Seite lange der unermüdliche

Motor der ältesten Düsseldorfer Auslandspartnerschaft: als engagierter Betreuer deutscher, zumal Düsseldorfer Stipendiaten in Nantes in Jahren, in denen gezielte deutsch-französische Programme des DAAD noch nicht einem globalen Internationalisierungstrend zum Opfer gefallen waren; als wiederholter Gastdozent in Düsseldorf, wo er seine Passion vor allem für die moderne französische Lyrik hiesigen Studierenden intensiv nahebrachte; als Organisator von Kolloquien beider Universitäten, die neben dem wissenschaftlichen Diskurs der Einbindung des Austauschs in persönlich-menschliche Begegnungen stets gebührenden Stellenwert gaben.

Solche Brückenfunktionen, verbunden mit wenig glanzbringenden „Kärnerarbeit“ versah er unspektakulär, ohne je ein herausgehobenes Mittleramt hierfür bekleidet zu haben.

Daniel Briolet war ein „homme de lettres“ französischer Provenienz, ohne sich mit solchem Image zu brüsten. Seine Nähe zu Studierenden hing auch zusammen mit seinem in Deutschland untypischen Karriereweg vom „einfachen“ Gymnasiallehrer zum renommierten

Universitätsprofessor, dessen Interesse auch literaturpädagogischen Fragen galt. Die Vermittlung von Gedichten und von Kultur überhaupt an „kulturfernere“ Schichten war ihm ein Anliegen, das er bis zuletzt verfolgte, als Präsident eines bedeutenden Kulturzentrums in Nantes.

Daniel Briolet war weder Germanist noch französischer Deutschland-Spezialist und seine intensive Deutschland-Emphatie blieb getragen von Neugierde im besten Wortsinn - Neugierde für die deutsche Sprache und Kultur, nicht zuletzt die Musik, die den aktiven Chorsänger und Organisten Briolet besonders faszinierte.

Wer jemals einen seiner typischen kunstvoll komponierten und - französischem Brauch gemäß - natürlich handschriftlich verfassten Briefe erhielt, der wusste solchen Stil nicht allein in der geschliffenen Rhetorik bester französischer Tradition zu schätzen, sondern fand in aller Förmlichkeit zugleich soviel persönlich-aufrichtige Herzlichkeit, wie sie in zunehmend elektronisch schematisierter Korrespondenz-Kultur wegrationalisiert zu werden droht.

Lothar Matthes

## Prof. Louven verabschiedet

**P**rof. Dr. Erhard Louven (Wahlpflichtfach Ostasien) wurde am 29. August 2003 in den Ruhestand verabschiedet.

Louven, 1938 in Kempen/Ndrh. geboren, war seit 1991 Lehrstuhlinhaber für das Fach „Modernes China“ in der Heinrich-Heine-Universität. Nach mehrjähriger kaufmännischer Tätigkeit in verschiedenen europäischen Unternehmen studierte er von 1969 bis 1975 Wirtschaftswissenschaften und Soziologie an der Universität Bochum. Von 1975 bis 1981 war er dann dort Assistent in der Abteilung für Ostasienwissenschaften und am Institut für Entwicklungsforschung und Entwicklungspolitik. Von 1981 bis zu seinem Wechsel nach Düsseldorf arbeitete Louven als Wissenschaftlicher Referent für den Bereich „Wirtschaft Ostasiens“ am Institut für Asienkunde in Hamburg.



**Prof. Dr. Erhard Louven** Foto: Julia Knoll

## Prof. Tsatsos Honorarprofessor

**D**ie Juristische Fakultät der Heinrich-Heine Universität hat am 29. November 2003 durch Dekan Prof. Dr. Helmut Frister die Honorarprofessorenwürde an Prof. Dr. Dr. h.c. Dimitris Th. Tsatsos verliehen. Tsatsos lehrte an der Fernuniversität Hagen und wirkte von Anfang an am Aufbau des Studiengangs Jura in Düsseldorf mit. Er ist der HHU seitdem eng verbunden. Prof. Dr. h.c. mult. Hans-Dietrich Genscher, Bundesminister a. D., sprach ein Grußwort, NRW-Minister Dr. Michael Vesper, Stellvertreter des NRW-Ministerpräsidenten, würdigte die Verdienste Tsatsos.

Prof. Dr. Dr. h.c. Dimitris Tsatsos wurde 1933 in Athen geboren. Er studierte Rechtswissenschaften in seiner Geburtsstadt und Heidelberg. Die Promotion sowie die 1. Habilitation erfolgten in Athen. Da er 1968 durch die Militärdiktatur keine Vorlesungserlaubnis dort erhielt, habilitierte er ein zweites Mal im selben Jahr an der Rechts- und Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Bonn. Hier lehrte er von 1969 bis 1974 als Professor. Danach kehrte Tsatsos nach Griechenland zurück und war von 1974 bis 1980 Professor für Verfassungsrecht an der Universität Thessaloniki. Zeitgleich engagierte er sich politisch als Mitglied des ersten Nachdiktaturparlaments. Von 1980 bis 1989 war er Inhaber des Lehrstuhls für Verfassungsrecht an der Pantios-Universität Athen. Zur selben Zeit lehrte er als ordentlicher Professor für Deutsches und Ausländisches Staatsrecht an der Fernuniversität Hagen, von 1991 bis 1997 war er dort Direktor des Instituts für Deutsches und Europäisches Parteienrecht.

Zu seinen umfangreichen wissenschaftlichen Veröffentlichungen gehören die „Schriften zum Parteienrecht“, außerdem ist er Mitherausgeber der griechischen Zeitschriften „Syntagma“ und „Ype7raspisis“.



**Vor der Verleihung (v.l.): Dekan Prof. Dr. Helmut Frister, Prof. Dr. Dr. h.c. Dimitris Th. Tsatsos und Ex-Außenminister Hans-Dietrich Genscher.**

**Foto: Rolf Willhardt**

Seit 1994 ist Tsatsos Mitglied des Europäischen Parlaments. 1998 erhielt er das Bundesverdienstkreuz erster Klasse sowie 2002 das Große Verdienstkreuz des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland.

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Peter Häberle (Universität Bayreuth) würdigte in seiner Laudatio den politisch und wissenschaftlich rastlosen Menschen. „Tsatsos ist der Repräsentant der ‚deutsch-griechischen Familie‘ in Sachen Verfassungsstaat, Europarecht, Rechtsvergleichung, was in der regionalen Verantwortungsgemeinschaft ‚Europa‘ heute zusammengehört.“

Julia Schneider

## Prof. Sies wiedergewählt

**D**ie von Ministerpräsidenten Peer Steinbrück geleitete Vollversammlung der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften hat Prof. Dr. Dr. h.c. Helmut Sies (Institut für Physiologische Chemie der Heinrich-Heine-Universität) für die Amtszeit vom 1. Januar 2004 bis 31. Dezember 2005 als Präsident wiedergewählt.

Prof. Sies, der das Amt bereits seit dem 1. Januar 2002 bekleidet, ist u.a. Vizepräsident der Union der deutschen Akademie der Wissenschaften, Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina zu Halle, Fellow of the Royal College of Physicians, FRCP (London), korrespondierendes Mitglied der Heidelberger Akademie der Wissenschaften und der Academy of Medicine, Buenos Aires.



In Zeiten verstärkter Anstrengungen für Bildung und Forschung wird Prof. Sies in Einklang mit den Bemühungen

der Landesregierung und des Landessparlaments die Aktivitäten der Akademie ausweiten und die Öffentlichkeitsarbeit intensivieren.

Der Bereich Biomedizin ist ein Schwerpunkt. So ist die Akademie beteiligt am „Kompetenznetzwerk Stammzellforschung“ und bei den Vorbereitungen zu einem Netzwerk „Neurowissenschaften“.

Besonders gefördert im Rahmen des Bund-Länder-Abkommens sind längerfristige Forschungsprojekte, vornehmlich aus den Geisteswissenschaften.

Der Ausbau der im Jahre 2000 neugegründeten Klasse für Ingenieur- und Wirtschaftswissenschaften stellt ein weiteres Aktionsfeld dar.

LPA NRW



## 25-jähriges Dienstjubiläum

**Aynur Cicek** (Universitätsklinikum) am 12. September 2003.

**Karl-Heinz Eichberger** (Universitätsklinikum) am 31. Oktober 2003.

**Frank Fourmont** (Universitätsklinikum) am 7. Oktober 2003.

**Gisela Groß** (Frauenklinik) am 31. Juli 2003.

**Dieter Hesel** (Institut für Medizinische Mikrobiologie) am 30. September 2003.

**Dr. Peter Hochstrate** (Institut für Neurobiologie) am 30. September 2003.

**Britta Koriath** (Universitätsklinikum) am 1. Oktober 2003.

**Karla Lenz** (Universitätsklinikum) am 15. Oktober 2003.

**Marita Lessens** (Institut für Neurobiologie) am 31. Oktober 2003.

**Heide Lohse** (Universitätsklinikum) am 1. Oktober 2003.

**Hafida Naboulsi** (Universitätsklinikum) am 5. Oktober 2003.

**Heinz Werner Pielen** (Dez. 6 - Elektrotechnik) am 27. August 2003.

**Therese-Maria Przywara** (Universitätsklinikum) am 8. Oktober 2003.

**Prof. Dr. Rüdiger Eberhard Scharf** (Institut für Hämostaseologie und Transfusionsmedizin) am 1. Oktober 2003.

**Dr. Jürgen Schumann** (Institut für Biochemie der Pflanzen) am 5. Dezember 2003.

**Dietmar Schwindling** (Universitätsklinikum) am 1. Dezember 2003.

**Reg. Amtfrau Marion Siebert** (Dez. 1.1.) am 28. November 2003.

**Hartmuth Thiem** (Institut für Rechtsmedizin) am 15. Oktober 2003.

## Ehrungen

**Prof. Dr. Dr. h.c. Gert Kaiser** (Ältere Germanistik) erhielt die Große Goldene Jan-Wellem-Medaille des Heimatvereins Düsseldorf Jonges e.V.

**Prof. Dr. Hans-Peter Hartung** (Direktor der Neurologischen Klinik) wurde auf der diesjährigen Tagung in Mailand zum Vice President und President Elect von EC-TRIMS (European Council on Treatment and Research in Multiple Sclerosis) für eine Amtsperiode von insgesamt sechs Jahren gewählt.

**Prof.'in Dr. Gisela Miller-Kipp** (Abteilung für Allgemeine Pädagogik) ist als Vorsitzende der Sektion Historische Bildungsforschung der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) wiedergewählt worden.

**Em. Prof. Dr. Dr. h.c. Hans Schadewaldt** (Institut für Geschichte der Medizin) erhielt am 12. September 2003 vom Bürgermeister der Stadt Hilden in Anerkennung seiner Verdienste um die Begründung und Forschungsförderung des Hildener Wilhelm-Fabry-Museums das Stadtwappenschild mit Fabricius-Medaille in Gold.

**Prof. Dr. Jochen D. Schipke** (Forschungsgruppe Experimentelle Chirurgie) wurde für die Dauer von zwei Jahren als Deutscher Vertreter in das „Credentials Committee“ der Europäischen Kardiologischen Gesellschaft gewählt.

**Prof. Dr. Günter Vollmer** (Lehrstuhl für Chemie und Didaktik) erhielt am 10. November 2003 aus der Hand von Ministerpräsident Peer Steinbrück den Verdienstorden des Landes NRW.

## Todesfälle

**Prof. Dr. Dr. Jürgen Ott** (Klinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie) Am 25. September 2003 im Alter von 65 Jahren.

**em. Prof. Dr. Werner Peters** (Institut für Zoomorphologie, Zellbiologie und Parasitologie) am 6. August 2003 im Alter von 74 Jahren.

# Ausschreibungen

## Edens-Preis 2004

Aufgrund der Richtlinien für die Verleihung des Edens-Preises der Eberhard-Igler-Stiftung wird hiermit der Edens-Preis 2004 ausgeschrieben. Der Edens-Preis ist eine Auszeichnung für besondere wissenschaftliche Leistungen und soll der Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf dienen. Der Edens-Preis wird jährlich verliehen und ist mit einem Betrag von 10.000 Euro dotiert. Über die Preisverleihung entscheidet das Kuratorium der Eberhard-Igler-Stiftung auf Vorschlag eines Preisrichterkollegiums.

Zur Teilnahme sind alle Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf berechtigt, die zum Zeitpunkt der Fertigstellung der eingereichten Arbeit noch nicht Professorin bzw. Professor waren.

Mit der Einreichung einer Arbeit erkennt jede Bewerberin bzw. jeder Bewerber die Bestimmungen über die Verleihung des Edens-Preises als verbindlich an.

Die Arbeiten müssen folgende Voraussetzungen erfüllen:

- Die Arbeiten müssen ein Thema aus der Kreislaufforschung oder verwandten Gebieten behandeln.
- Die Arbeiten müssen auf eigenen wissenschaftlichen Erkenntnissen beruhen und eine Bereicherung der Wissenschaft darstellen.
- Die Arbeiten dürfen frühestens in dem Jahr, in dem sie dem Kuratorium zur Preisverleihung vorgelegt werden, einer Fachzeitschrift zur Publikation einge-

reicht werden oder veröffentlicht worden sein. Ausnahmen hiervon kann das Kuratorium zulassen.

d) Jede Arbeit darf nur einmal eingesandt werden.

e) Falls eine Arbeit auch zu einer anderen Ausschreibung eingereicht ist oder wird, hat dies die Bewerberin bzw. der Bewerber im einzelnen anzugeben.

f) In einer eidesstattlichen Erklärung sind alle an der Durchführung der Untersuchung beteiligten wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und/oder wissenschaftlichen Mitarbeiter als Verfasser der Arbeit namentlich zu nennen.

g) Die Arbeiten sind in deutscher oder englischer Sprache in drei Exemplaren einzureichen.

Es kann auch ein Beitrag zu einer Gemeinschaftsarbeit vorgelegt werden. Der Beitrag muss in der Arbeit gesondert erkennbar sein. Eine Erklärung der Mitautoren über Art und Umfang des Anteils der Bewerberin bzw. des Bewerbers ist beizufügen.

Schlusstermin für den Edens-Preis 2004 ist der **31. Mai 2004**, wobei das Datum des Poststempels maßgeblich ist.

Die Arbeiten sind an den Notar Walter Blum, Steinstraße 34, 40210 Düsseldorf zu richten. Auf dem Umschlag ist als Kennwort „Edens-Preis 2004“ anzugeben.



„Ich unterstütze **ÄRZTE OHNE GRENZEN**, weil sie dort Medizin machen, wo Menschen in Not vergessen werden.“  
Sandra Maischberger, Journalistin

**ÄRZTE OHNE GRENZEN** hilft auch fernab der Schlagzeilen – seit über 30 Jahren, in mehr als 80 Ländern. **Helfen Sie mit.**

**Bitte schicken Sie mir unverbindlich**

allgemeine Informationen über **ÄRZTE OHNE GRENZEN**

Informationen für einen Projekteinsatz

Informationen zur Fördermitgliedschaft

die Broschüre „Ein Vermächtnis für das Leben“



Name \_\_\_\_\_

Geb.-Datum \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ/Ort \_\_\_\_\_

ÄRZTE OHNE GRENZEN e.V. • Am Köllnischen Park 1 • 10179 Berlin  
www.aerzte-ohne-grenzen.de • Spendenkonto 97 097 • Sparkasse Bonn • BLZ 380 500 00

11103507

## Ausschreibungen

### Hort-Stiftung

Die Hedwig- und Waldemar-Hort-Stipendienstiftung für Studierende der Universität vergibt im **Wintersemester 2003/2004** wiederum Stipendien.

Bewerben können sich Studierende aus allen Fakultäten, die sich im letzten Drittel ihres Studiums an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf befinden und die im Rahmen eines maximal dreimonatigen Studienaufenthaltes im In- oder Ausland zusätzliche Kenntnisse erwerben oder an wissenschaftlichen Themen arbeiten wollen.

Eine Förderung von Verbundprojekten ist nicht möglich.

Die Bewerberinnen bzw. Bewerber sollen sich bisher durch gute Studienleistungen ausgezeichnet haben.

Bewerbungen sind bis zum **6. Januar 2004** zu richten an den Vorsitzenden des Kuratoriums der Stiftung, den Rektor der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Universitätsstr. 1, 40225 Düsseldorf.

Beizufügen sind:

Kurzer Lebenslauf mit Anschrift, Angaben über den bisherigen Studiengang und den erstrebten Studienabschluss. Bescheinigungen über gute Studienleistungen sowie Anschrift eines Hochschullehrers, der über die Bewerberinnen bzw. Bewerber Auskunft geben kann.

Ausführliche Darstellung des Vorhabens. Aufstellung der voraussichtlichen Kosten. Die in die engere Wahl kommenden Bewerberinnen bzw. Bewerber berichten dem Kuratorium noch vor dem Ende des Wintersemesters 2003/2004 mündlich über ihre Pläne. Die Entscheidung des Kuratoriums wird kurz darauf mitgeteilt.

#### Impressum

Herausgeber: Pressestelle der  
Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf

Redaktion: Rolf Willhardt (verantwortlich),  
Dr. Victoria Meinschäfer

Idee und Konzeption: Bärbel Broer, Planetenstraße 40,  
40223 Düsseldorf, Tel. 0211 / 319 02 02,  
Fax 0211 / 319 02 05

Gestaltungskonzept, Layout und Produktion:  
Wiedemeier & Martin, Wilhelm-Tell-Str. 26,  
40219 Düsseldorf, Tel.: 0211 / 8 54 90 65,  
Telefax: 8 54 90 69, [www.wiedemeier-martin.de](http://www.wiedemeier-martin.de)

Redaktionelle Mitarbeit: Winfried Göllner, Ursula Haßelkuß,  
Anja Henseler, Ottmar Kalthoff, Hella-Sabrina Lange, Julia  
Knoll, Lothar Matthes, Sonja Rothweiler, Julia Schneider,  
Emil Zander

Auflage: 7.500 Exemplare

Anschrift: Heinrich-Heine-Universität - Pressestelle -  
Universitätsstraße 1, 40225 Düsseldorf,  
Tel.: 0211 / 81-1 20 22; 1 32 53; 1 24 39; Fax: 81-1 52 79  
e-mail: [willhardt@verwaltung.uni-duesseldorf.de](mailto:willhardt@verwaltung.uni-duesseldorf.de),

Redaktionsschluß 1/2004: 2. Januar 2004  
Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht  
unbedingt die Meinung der Redaktion wider.

Anzeigenverwaltung: Presse-Informationsagentur  
Reischert, Birkenstraße 30, 40233 Düsseldorf,  
Tel.: 0211 / 68 33 13, Fax: 68 33 82

Druck und Verlag: WAZ-Druck GmbH & Co. KG, Theodor-  
Heuss-Straße 77, 47167 Duisburg, Tel.: 0203 / 99 48 70

Nachdruck der Textbeiträge nur nach Absprache  
mit der Redaktion.

Titelfoto: Julia Schneider

# I M F R A G E B O G E N

## Prof. Jansen: Deutsches und Europäisches Privatrecht



**Prof. Dr. Nils Jansen**

Foto: Julia Knoll

Regensburg sein Referendariat. Nach einem dreimonatigen Forschungsaufenthalt an der Universität Oxford machte er sein zweites juristisches Staatsexamen und war von da an als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Römisches Recht und Historische Rechtsvergleiche an der Universität Regensburg tätig. Parallel zu seiner Arbeit in Deutschland unterrichtete der Jurist an der Universität Cambridge als Fellow und Assistant University Lecturer von 1998 bis 1999 Rechtsvergleichung und Rechtstheorie. Nach seiner Habilitation über die „Struktur des Haftungsrechts“ im Jahr 2002 lehrte Jansen als Professor für Bürgerliches Recht, Römisches Recht, Privatrechtsgeschichte und Rechtsphilosophie an der Universität Augsburg. Jansens Arbeitsschwerpunkt liegt im europäischen Privatrecht. Hier gilt sein besonderes Interesse vor allem den historischen und theoretischen Grundlagen, sowie den gesetzlichen Schuldverhältnissen. J. K.

### Was war Ihr erster Berufswunsch?

Als ich noch sehr klein war: Müllmann, wegen der tollen Handschuhe; später: Tierarzt.

### Was war das Thema Ihrer ersten Vorlesung?

„An Introduction to the Legal System of Germany“ (an der Universität Cambridge).

### Wann ist ein Professor ein guter Professor?

Wenn er Forschung und Lehre so miteinander zu verbinden vermag, dass er in der Lehre aus seiner Forschung schöpfen und diese dadurch bereichern kann, und wenn er dabei allen Studenten den praktischen Wert wissenschaftlichen Arbeitens und den Spaß daran nahe bringt.

### Welche Tugenden besitzen Sie und welche möchten Sie besitzen?

Den ersten Teil der Frage müssen andere entscheiden; zum zweiten: Ehrlichkeit, Disziplin, Verlässlichkeit.

**P**rof. Dr. Nils Jansen wurde 1967 in Hannover geboren. 1989 ging er zum Studium der Rechtswissenschaften und Philosophie nach Passau und legte dort fünf Jahre später sein erstes juristisches Staatsexamen ab. Nach dem Wechsel an die Universität Kiel arbeitete er für die nächsten zwei Jahre als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Öffentliches Recht und Philosophie, wo er promovierte. Von 1996-1998 absolvierte Jansen in

### Können Sie ein Buch oder einen Beitrag für Studenten empfehlen, die eine wissenschaftliche Laufbahn anstreben?

Nein, das Buch gibt es in Jura wohl nicht. Aber jeder, der es noch nicht getan hat, sollte einmal die „Institutionen“ Justinians und „De iure belli ac pacis“ von Grotius gelesen haben. Oder vielleicht auch etwas für den Stil: Zaubenberg, Wahlverwandtschaften ...

### Haben es Frauen in der Wissenschaft schwerer?

Das kommt darauf an: Wenn sie auf eigene Kinder verzichten: Nein, im Gegenteil. Wenn sie das nicht tun wollen: Natürlich ja - am Anfang kann man ihnen ja nicht alles abnehmen.

### Welche Fremdsprachen beherrschen Sie?

Englisch und Italienisch; lesen kann ich außerdem Latein, Französisch und sonstige romanische Sprachen sowie ein bisschen Griechisch.

### Welches Buch lesen Sie gerade?

Ich vermute, Sie beziehen sich auf nichtjuristische Literatur: Spitzer, „Lernen“ (ich habe eine kleine Tochter); Durs Grünbein, „Vom Schnee: Ein Versuch, heute einmal wieder ein Epos zu schreiben“, über Descartes und den 30jährigen Krieg.

### Was tun Sie in Ihrer Freizeit?

Wann? Im Ernst: im Vordergrund steht die Familie; mit dieser bisweilen: Wandern. Daneben, so oft als möglich: Musizieren (Geige spielen).

### Was mögen Sie überhaupt nicht essen?

Fast food.

### Wie würden Sie am liebsten leben?

So wie ich lebe - hoffentlich bald mit der ganzen Familie in Düsseldorf.

### Was war Ihr bisher größter Erfolg?

Der Anlass dieses Interviews.

### Ihr größter Flop?

Meine erste Klausur im Strafrecht.

### Welche Zeitung lesen Sie gerne?

Wenn Zeitung Lesen überhaupt Spaß machen kann: „Frankfurter Allgemeine.“

### Welche Fernsehsendung mögen Sie am liebsten?

Ich sehe nicht fern.

### Drei Dinge, die Sie mit Düsseldorf und dem Rheinland verbinden:

Weltoffenheit, Schickimicki und vor allem Kultur.

### Was sollte Ihnen einmal nachgesagt werden?

Dass ich den Ansprüchen nach Fragen 3 und 4 gerecht geworden bin.



# The World of Prospects.

Praxiserfahrung bei der Deutschen Telekom.

[www.telekom.de/karriere](http://www.telekom.de/karriere)

 · Com ·  · Mobile ·  · Online ·  · Systems ·

